Schleswig urdänisches Land?

Schriftenreihe zur Volkstumsarbeit

Schleswig urdänisches Land?

Herausgegeben vom

Schleswig-Holsteiner Bund

Schriftenreihe zur Volkstumsarbeit
Heft 1 / Verlag Heimat und Erbe, Kiel / 1937

Inhaltsverzeichnis

lieferung zu erhärten, lenkt er noch die Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß Gesetz und Rechte in Südjütland die gleichen seien wie in Nordjütland. Soll dies mehr sein als ein anderer Ausdruck für die schon bezeugte Tatsache, nämlich daß Südjütland uralter Herrschaftsbesitz der dänischen Krone sei und darum in ihrem Gesetzgebungsbereich gelegen habe, hat Peter Mogensen wirklich in der von ihm beobachteten Gemeinsamkeit von Recht und Gesetz beider Jütlande ein eigenes Beweismittel erblickt, so stehen wir vor einem freilich noch sehr elementaren, aber doch beachtenswerten Versuch, aus geistigen Zügen einer staatsrechtlich genau begrenzten Landschaft die innere Zugehörigkeit zum festgestellten Herrschaftsbereich abzuleiten und die Berechtigung des Besitzes zu begründen. Ob die Beobachtungen Mogensens zutreffend waren oder nicht, ist eine Frage für sich. Er lebte der Ueberzeugung, daß sie richtig waren und seine Schlußfolgerung erlaubten. Er hielt sie für ebenso einwandfrei wie die altersgraue Ueberlieferung seines Geschlechts. Auch das im Recht sich Ausdruck gebende Leben des Landes wies also ihm zufolge das Land mit seinen Bewohnern an die Seite Dänemarks.

Zeugnis und Person dieses seeländischen Ritters sind so gut wie vergessen. Wann hört man seinen Namen? Sein historischer Beweis stand doch auf zu schwachen Füßen. Mit Familienerinnerungen, wie sie im Hause Mogensens lebten, konnte man nichts beginnen als die Stammtafeln kürzer, aber wirklichkeitsnäher wurden. Und der ergänzenden Beobachtung Mogensens konnte man andere und, wie man glaubte, bessere und wirksamere zur Seite stellen. Eins aber blieb: die Erklärung, daß seit alters, soweit die Ueberlieferung zurückreicht oder Begebenheiten und Zustände erschlossen werden können, das Land bis zur Eider oder doch bis zum Dannewerk zum Norden gehört habe. Was das zu bedeuten habe, unterlag keinem Zweifel. An der Eider oder am Dannewerk schieden sich Volk und Blut. Was nördlich von ihnen lebte, gehörte einer eigenen, in sich selbst ruhenden und dem Süden abgewandten Welt an. Der zunächst geographische Begriff des Nordens gewann einen vom dänisch-skandinavischen Gedanken bestimmten Inhalt. Was südlich der vermeintlich uralten Grenze lebte, stand außerhalb der Welt des Nordens. Dänisch-skandinavische Volkswelt und Norden wurden Wechselbegriffe. Und da in der südlichsten Landschaft des so verstandenen Nordens Dänen saßen, dänisch gesprochen wurde, jütisches Recht galt, dänisches Brauchtum gefunden wurde, Siedlungsnamen wie nördlich der Königsau und auf den dänischen Inseln lebten, mußte die dänische Volksgrenze in der Eiderlandschaft liegen. Mit der Formel, daß dem seit Arilds Zeit so gewesen sei, wurde die Erkenntnis von der Grenze des „Nordens" im Strömungsgebiet der Eider sehr elastisch und einprägsam bestimmt. Sie war wirksamer und brauchbarer als Peter Mogensens legendäre Zeitangabe. Brauchbarer, weil sie gegen eine Kritik gefeit war, die sich gegen eine allzu bestimmte Zeitangabe wandte; und wirksamer, weil sie die Vorstellung weckte und festigte, die unter allen Umständen einzuprägen es galt: daß es keinen ge-

schichtlichen Abschnitt gegeben habe, der einen anderen Tatbestand als den von der Formel bezeichneten gesehen habe. Man mochte seine Gedanken durch die Jahrhunderte oder gar durch die Jahrtausende schweifen lassen, immer fand man den Norden von der Eider begrenzt, und immer war es dänisches Volk und Blut, dem man hier begegnete. So umspannt diese Formel lückenlos alle Zeitalter der Geschichte und nimmt auch unbedenklich den heute jedem geläufigen Satz von Blut und Boden in sich auf. Dessen Sinn ist freilich nicht, Vorgänge im Nebel der Frühzeit aufzuhellen; auch nicht, historische Urteile zu erhärten, die jener Zeit gelten wollen; und endlich nicht, aus ihnen abgeleitete, über das wachsende und neugestaltende Leben sich hinwegsetzende politische Folgerungen zu rechtfertigen. Doch die volkstümliche Formel und der sinnwidrige Gebrauch haben sich rasch gefunden.

Ungezählte Male wird demgemäß in alter und neuer Fassung der Satz verkündet, daß Schleswig seit Arilds Zeit dänisch sei. Elastisch wie er ist, mutet man ihm gelegentlich ganz erstaunliche Belastungsproben zu. Denn wir hören, daß der nach Blut und Rasse unbestreitbar dänische Bauer Schleswigs auf einem Boden lebe, der seit Tausenden von Jahren dänisch gewesen ist. Als lebten wir im Zeitalter der sich als Autochthonen feiernden alten Hellenen, erfahren wir, daß das gesamte dänische Volk ebenso gut in Angeln entstanden sei wie in Vendsyssel. Als „ganz unfaßbar" wird festgestellt, daß die Südschleswiger, „aus demselben Volksgeschlecht wie die Dänen", der dänischen Ueberlieferung sich entfremdet haben und „der deutschen Rede von Erbe und Geschlecht, von Blut und Boden zustimmen, ohne zu hören, wo es knirscht". Im ganzen Land zwischen Königsau und Schlei gebe es nicht zwei „Nationalitäten", sondern nur eine, nämlich die dänische. Auch die Heimdeutschen seien dänisch nach Blut und Boden, der seit ältesten Zeiten dänisch war. Mögen auch gelegentlich aus dem Süden Einwanderer gekommen sein, so gehörte doch das Land der heimischen Bevölkerung, deren Gesinnung sich die fremden Gäste „selbstverständlich" hätten „anschließen" müssen. Das „ursprüngliche", durch unzählige Generationen behauptete Recht am Boden erweise „Südjütland bis an den alten Grenzfluß" als dänisches Land. Ja, ganz Kühne erheben diesen Anspruch sogar für die Zeit vor Arilds Tagen. Es sei „nebliges Geschwätz", daß die Dänen nicht die ersten Einwohner des Landes gewesen seien.

So vernimmt man es immer wieder. Die Stimmen insgesamt zu sammeln, ist unnötig. Sie sind alle auf den gleichen Ton gestimmt. Er mag bisweilen etwas vorsichtig oder schüchtern klingen, als gälte es, über eigene Bedenken hinwegzukommen und erst sich selbst zu überzeugen. Oder er mag stark und kühn sich vorwagen, als sollte jede andere Stimme übertönt werden. Doch das ist im Grunde belanglos. Es sind Unterschiede des Grades und des Temperaments; mehr nicht. Wir Schleswiger, die wir auch etwas unterrichtet zu sein glauben, selbst dann, wenn wir in diese Melodie nicht einstimmen, könnten fast geneigt sein, alles zu begrüßen,

was ganz unbeherrscht sich vernehmen läßt. Es muß sich ja selbst um die Wirkung bringen. Wer Arilds Zeit erst nach Tausenden von Jahren erreicht, hat zwar einen überaus kühnen Vorstoß in die Tiefen der Vergangenheit unternommen. Doch wer hat Mut und Kraft, ihm dorthin zu folgen? Er steht allein in weiter Flur. Und wenn er wirklich glücklich von seiner Entdeckungsreise zurückkehrt und von seinen dänischen Urahnen in Südjütland zu erzählen beginnt, könnte sein Bericht Gefahr laufen, das Schicksal der Erzählungen Sindbads des Seefahrers zu erleiden. Ja, noch ein ärgeres Schicksal. Denn dessen Erzählungen sollen wenigstens vorübergehend in berühmten Nächten ein williges Ohr gefunden haben. Jetzt aber soll am lichten Tag für bare Münze genommen werden, was über Entdeckungsfahrten in die dunklen Nächte vieltausendjähriger dänischer Vergangenheit mitgeteilt wird? Selbst eine Scheherezade wäre zurückgeschreckt, wäre ihr die Aufgabe gestellt worden, solche Fahrt glaubhaft zu schildern. Oder, um einen uns näher stehenden Erzähler zu nennen, unseren nordischen Weitfahrer, den Widsith, hätten Atem, Kühnheit und Fantasie längst verlassen, ehe auch nur das emporsteigende letzte Jahrtausend wäre gesichtet worden. Durch Jahrhunderte war er gefahren, ohne peinlich auf Zeit- und Landmarken zu achten. Damit aber ließ er es genug sein. So muß wohl sein Ruhm verblassen vor dem Widsith der Gegenwart, der Peter Mogensens Heimatinsel verließ, auf den Ozean der Aeonen hinaussegelte und mit der überraschenden Kunde zurückkehrte, im Südjütland der jüngeren Steinzeit — so weit trugen ihn ja die Planken seines Schiffes — dänische Landsleute angetroffen zu haben.

Von anderer Seite ist diese Kunde bestätigt worden. Der es tat, brauchte nicht erst auf eine weite Fahrt sich zu begeben. Er brauchte nur die Augen zu öffnen, um vor sich ausgebreitet zu finden, was er suchte. Ueberall sah er in Hülle und Fülle dänische Ortsnamen. Sogar „Stellennamen“ des gleichen Gepräges entdeckte er. Doch diese Veilchen mögen in ihrer Verborgenheit weiter blühen. Es ist schon bedeutungsvoll genug zu erfahren, daß die Ortsnamen „in ganz Schleswig bis an die Eider“, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, „dänischen Ursprungs“ sind und „also beweisen, daß ganz Schleswig altes dänisches Land ist“. Wo die Ausnahmen zu suchen sind, wird nicht mitgeteilt. Da sie nur sehr gering an Zahl sein sollen, wird wohl an den Südsaum Schleswigs, an die Eiderlandschaft, als Verbreitungsgebiet gedacht sein. Denn die doch recht ausgedehnte nordfriesische Landschaft ist viel zu dicht besiedelt, als daß ihre Ortsnamen, die freilich ein Problem für sich sind, den „wenigen Ausnahmen“ zugezählt werden könnten. So wäre, um nochmals Peter Mogensen zu Worte kommen zu lassen, Nordfriesland seit den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt ununterbrochen dänisches Land? Die Frage muß wohl bejaht werden, wenn überhaupt es einen Sinn hatte, nur wenige Ausnahmen nicht dänischen Ursprungs festzustellen. Wäre das nun Zustimmung zu dem vor einigen Jahren gemachten Versuch, die Nordfriesen als sehr nahe Verwandte der Dänen zu erweisen, so daß man

sie nicht zu erwähnen brauche, wenn man einen Gesamtüberblick gebe? Damals hieß es ja, daß Dänen und Friesen sich des Wortes Korn bedienten, während der Deutsche vom Getreide rede. Der Entdecker dieses Tatbestandes scheint nie die Eider überschritten zu haben. Auf jeden Fall hat er das gemeindeutsche Wort Korn nicht gekannt, auch nichts davon gewußt, daß das in seiner neuhochdeutschen Bedeutung erst im 14. Jahrhundert in Mitteldeutschland auftretende Wort Getreide den Oberdeutschen mit Korn übersetzt werden mußte, als Luther es in seine deutsche Bibel aufnahm. Ebenso entzückend ist eine andere Beobachtung. Dänen und Friesen nennen das Gehäuse, in dem man Vögel hält, bur. Das dem entsprechende deutsche Wort ist Käfig. Ob im deutschen Sprachgebrauch das Wort Vogelkäfig häufiger ist als Vogelbauer, mag dahingestellt bleiben. Gewiß aber ist, daß der Deutsche gefunden werden müßte, der nicht wüßte, was ein Vogelbauer ist. Und ebenso gewiß, daß dies Wort Bauer bis zum althochdeutschen bûr zurückreicht. In den mit „beuron" oder „beuren" — „zu den Häusern" — zusammengesetzten Ortsnamen Württembergs und Bayerns — vgl. „buren" in Holstein — hat es einen eigenen Verwendungsbereich gewonnen. So deutsch ist dies angeblich nur friesische und dänische Wort. Aber Legenden können erbaulich und wirkungsvoll sein. Warum also soll man es mit ihnen nicht auch einmal im Volkstumskampf versuchen? Als der Novize Martin Luther mit einigen seiner Gesellen einst die Barfüßer in Arnstadt besuchte, wurden bei Tisch die Gnaden des Mönchsstandes überschwenglicher gepriesen, als er es je in Erfurt vernommen hatte. Da sperrten er und seine jungen Klostergenossen die Ohren auf und schmatzten vor lauter Andacht ob solcher tröstlichen Rede. Ob Novizen in der „Grenzlehre" heute ähnliche Erlebnisse beschieden sind? Die tröstliche Rede wäre da. Auch der gläubige Novize.

Unsere Nordfriesen werden gegen solche Schalmeien gefeit sein. Was das Auge auf der Ortsnamenkarte unserer Tage sieht, ist weder eine geschlossene dänische Siedlungslandschaft noch rechtfertigt es die tönende Behauptung, daß bis auf wenige Ausnahmen dänischen Ursprungs sei, was Schleswig an Ortsnamen besitze. Darum hat denn auch, wer nicht aus Unkenntnis, sondern um gewissenhaft die Wirklichkeit zu zeichnen, das Wort genommen hat, immer Friesland eine Sonderstellung in Schleswig zuerkannt. Johannes Steenstrup, dessen Forschung Dänen und Deutsche viel zu danken haben, hebt in seiner weit verbreiteten Untersuchung über die dänischen Ortsnamen mit Nachdruck heraus, daß die friesischen Gegenden im westlichen Schleswig stets für sich betrachtet werden müßten. Der wunderliche Einfall, daß „ganz" Schleswig fast ausnahmslos Ortsnamen dänischen Ursprungs besitze, ist ihm nie versuchlich gewesen. Seine Grundanschauung freilich ist, daß in Dänemark, dem er auch Schleswig zurechnet, nie Völkerverschiebungen stattgefunden hätten, die in den Ortsnamen Spuren zurückgelassen hätten. Man finde in Dänemark viele Namen von Dörfern und Inseln, von Wäldern und Förden, die wir noch nicht deuten könnten; aber man finde seit alters sozusagen nichts, das durch seine

Form eine nichtdänische Herkunft verrate oder ahnen lasse. Vollends nicht schlössen sich die noch ungeklärten Namen zu gemeinsamen Gruppen zusammen oder könnten vereint die Annahme nahelegen, daß ein fremdes Volk sich in Dänemark niedergelassen hätte. Auch Steenstrup also glaubt, der Ortsnamenkarte, wie sie heute auf Grund des Ortsnamenbefundes in der dänisch-schleswigschen Landschaft gezeichnet werden muß, entnehmen zu dürfen, daß das Land seit ältesten Zeiten dänischer Volksboden sei und ohne Unterbrechung oder Störung von außen diese Eigenschaft sich bewahrt habe. Aber Nordfriesland bildet eine Ausnahme. Sie darf zwar nach Steenstrup nicht überschätzt werden. Denn erst zu Beginn unserer historischen Zeit seien die Friesen eingewandert. Man könne auch auf den Inseln wie auf dem Festland Spuren älterer dänischer Besiedlung nachweisen, so daß auch hier die Dänen als erste und älteste Siedler gelten müßten, darum auch der friesische Boden uralter dänischer Volksboden sei. Immerhin meidet aber Steenstrup jeden Versuch, sprachwissenschaftliche dänische Feigen von den friesischen Disteln zu pflücken und mit philologischen Fantasien Eroberungen zu machen. Es ist ihm auch nicht in den Sinn gekommen, unbequeme Angaben der Ortsnamenkarte auszulöschen oder zu bagatellisieren. Friesland bleibt also ein sehr störender Fleck im angeblich sonst so erfreulich eindeutigen Bild der dänischen Ortsnamenkarte Schleswigs. Ihr aber, die die nackte Wahrheit enthülle, brauche man nur ins Auge zu sehen, um zu erfahren, wohin Land und Leute gehören.

2. Schranken des Aussagewertes der Ortsnamenkarte.

Das ist eiserner Bestand des Unterrichts in dänischer „Grenzlehre". Dennoch ist die Schlußfolgerung behaftet mit Fehlern der älteren Ortsnamenforschung, die ihr wenigstens zeitweilig bei Historikern das Urteil eingetragen haben, als geschichtliche Hilfswissenschaft versagt zu haben. Liegt wirklich, um diese immerhin nicht fernstehende Frage hier zu streifen, in den Ortsnamen eine unabweisbare Nötigung zu der Aussage, daß ihre Grenzlinien auch ursprüngliche Siedlungsgrenzen sind? Könnten sie nicht auch sein, was mit einem allgemeinen, eine Reihe von historischen Vorgängen umspannenden Ausdruck Kulturgrenze genannt werden dürfte? Eine Grenze, an deren Bildung und Festigung Kräfte beteiligt gewesen sind, zu denen auch Verkehrsbeziehungen und Herrschaftseinflüsse gehören? Auch Ortsnamen sind Worte und müßten darum wie sie sich verbreiten können. Die Geschichte europäischer Völker weist ja noch sehr viel erstere, aber auch aufschlußreichere Vorgänge auf als die im Bereich der Ortsnamenforschung uns begegnenden. Ist etwa der iberische und gallische Boden lateinischer Volksboden? Die dort gesprochenen Sprachen könnten es vermuten lassen. Stände uns kein anderes Beobachtungs- und Ueberlieferungsgut als dies zur Verfügung, würde voraussichtlich die Vermutung Gewißheit werden. Und dennoch wäre es, wie jeder weiß, ein schwerer Trugschluß, wenn man aus dem Sprach- und Namengut des romanischen Gallien, genauer jener Gebiete Frankreichs, in denen unzweifelhaft

romanisches Sprach- und Namengut uns entgegentritt, die Erkenntnis ableiten würde, daß hier ein alter und ursprünglich lateinischer oder römischer Volksboden sich befinde. Niemand auch wird die Ortsnamen phönikischer und griechischer Herkunft in Frankreich sofort mit der Vorstellung eines alten phönikischen und griechischen Volksbodens verbinden, mögen auch diese Ortsnamen recht viel älter sein als die romanischen. Es wird deswegen nicht geschehen, weil die geschichtliche Ueberlieferung uns über das phönikische und griechische Südfrankreich ausreichend unterrichtet und uns vor möglichen Fehlschlüssen bewahrt. Im übrigen wäre hier schon die Lage im Raum eine Aufforderung zu behutsamer Ueberlegung. Ausreichend wäre aber auch dies nicht. Denn Wanderung, auch solche über See, kann natürlich in fremder Landschaft neuen Volksboden schaffen. Der Beispiele gibt es genug, bis zur Besiedelung der neuen Welt. Es kann aber auch die Begründung bloß von Handelsplätzen und der von ihnen ausgehende Kultureinfluß in der Ortsnamenkarte Spuren zurückgelassen haben. In diesem Fall wäre ein Ortsnamenbild entstanden, das vom ursprünglichen Volksboden unabhängig wäre und ihn auch nicht wesentlich oder nennenswert gewandelt hätte. Die Ortsnamenkarte braucht also nicht mit der Siedlungskarte sich zu decken. Es kann von ihr nicht sicher und zwingend auf Blut und Herkunft der die Ortsnamen verwendenden Bevölkerung geschlossen werden. Oder um ein Beispiel aus Osteuropa anzuführen: in den nordwestlichen Bezirken Rußlands, besonders im Gebiet des Ilmensees, des Oberlaufs der Wolga und des Dnjepr, gibt es eine Fülle von Ortsnamen, die trotz ihrem unverkennbar slawischen Gewand warägischer, also schwedischer Herkunft sind. Sprachlich unterliegt dies keinem Zweifel. Dürfen wir nun einen schwedischen Volksboden in den genanten Gegenden Rußlands feststellen? Oder gar einen vorslawischen schwedischen Volksboden? Wenn die Ortsnamen wirklich das Verfahren geböten, dem bis zur jüngsten „Grenzlehre" hin die schleswigschen Ortsnamen unterworfen sind, stände ein anderer Weg nicht offen. Aus anderer, von den Ortsnamen unabhängiger Ueberlieferung wissen wir aber, daß es im schwedischen Burgenreich nicht zur Begründung eines Volksbodens gekommen ist. Nur die ersten, schwachen Anfänge wurden gemacht. Es blieb im wesentlichen eine Herrschaftsgründung. Und auch das wissen wir, daß die unterworfenen Slawen Personennamen ihrer Herren anzunehmen begannen. Ortsnamen im nordwestlichen Rußland, deren Bestimmungswort ein schwedischer Personenname ist, sind also nicht schlechtweg Zeugen warägischer Gründung und Siedlung. Sie können sehr wohl echt slawische Siedlungen sein, trotz ihrem germanischen Gehalt von slawischer Landschaft zeugen. So wenig entsprechen hier Name und Blut einander. Nur davon zeugt der Name, daß eine kulturelle, hier auf politische Herrschaft und wirtschaftliche Ueberlegenheit sich stützende Beeinflussung der Slawen durch die Waräger stattgefunden hat. Er zeugt in einem Fall wie diesem nicht von warägischem Volksboden, sondern nur von solchem Kulturboden.

Das heißt natürlich nicht, daß die Ortsnamen für die Erforschung der Volksgeschichte belanglos wären oder wegen der Unsicherheit, die ihnen anhaften kann, unbeachtet bleiben dürften. Es heißt vollends nicht, daß sie von tragenden und nährenden Volksschichten losgelöst wären. Wohl aber bedeutet es, daß sie über die Siedlungsgrenze einer Landnahme hinausgreifen oder hinter sie zurückweichen können. Sie gehören also nicht ausschließlich zur Geschichte des Siedlungs- und Volksbodens; sie können auch Denkmäler dessen sein, was Kulturboden genannt wird. Dem Archäologen und Historiker erwächst daraus die Aufgabe, die Ortsnamenkarte aus ihrer Erstarrung zu befreien und die Kräfte nachzuweisen, durch deren Spiel und Gegenspiel sie geworden ist. Natürlich muß die Karte Ausgangspunkt jeder Untersuchung bleiben. Auch sind die Ortsnamen immer ein Mittel der Untersuchung. Man kann sie also nicht als Bagatelle behandeln. Nur eins sind sie nicht: die Blätter eines Buches, aus denen man mit untrüglicher Gewißheit die ursprünglichen Vorgänge einer Landnahme oder die alten Grenzen einer Volks- oder Stammessiedlung ablesen könnte. Die archäologische Forschung war behutsamer, als sie ihre Kultur- und Formenkreise zeichnete. Mit überlegter und begründeter Vorsicht wurde diese Bezeichnung gewählt. Diese Kreise fallen nicht notwendig mit Stammes- und Völkerschaftslandschaften zusammen. Sie schließen es nicht aus, aber sie gebieten es nicht. Es bedarf oft genug ergänzender Beobachtungen und Befunde, um zu verläßlichen Ergebnissen zu gelangen. Der Beispiele, wo „Kulturkreise" und Völkerschaftsgrenzen auseinanderfallen, gibt es doch manche. Der Ortsnamenforschung, auch der deutschen, wäre manche Niederlage erspart geblieben, und sie hätte einem doch recht rege gewordenen Mißtrauen gegen ihre Arbeit mit Erfolg wehren können, wenn sie dieselbe Behutsamkeit hätte walten lassen, die einst die archäologische Forschung leitete, als sie ihr Arbeitsfeld historisch zu ordnen und zu begreifen begann. Freilich, aus den schweren Niederlagen der Ortsnamenforschung, die, um ein deutsches Beispiel zu nennen, im Schicksal der Forschungsrichtung Arnolds fast als Katastrophe sich offenbarten, haben jene nichts gelernt, die heute in Zeitungsartikeln, Flugschriften und was sonst es sein mag, das Wort nehmen, um aus Schleswigs Ortsnamenkarte nachzuweisen, daß das Land uralter dänischer Volksboden sei. Ueber jeder Ortsnamenforschung muß vielmehr der Satz stehen, daß Name der Siedlung und Herkunft der Siedler zweierlei sein können, Siedlungsgrenze und Ortsnamengrenze nicht eine und dieselbe Linie zu sein brauchen. Selbst „Grenzlehren" — der Kundige würde sagen, gerade sie — dürften dessen eingedenk sein. Statt dessen führen sie verstaubte Requisiten aus der Großväterzeit vor und blasen auf verbeulten und rissig gewordenen Instrumenten.

Daraus folgt natürlich nicht, daß man nun Schleswig als alten deutschen Volksboden in Anspruch nehmen dürfe. Es ist zeitweilig geschehen; nicht nur in deutscher, sondern auch in nordeuropäischer Forschung. Es klingt aber befremdender als es ist. Denn als dieser Sprachgebrauch auf-

kam, waren deutsch und germanisch Wechselbegriffe. Die Cherusker z. B. galten als deutscher Stamm. Der Cheruskerfürst „Hermann", der nur unter dem lateinischen Namen Arminius uns bekannt ist, galt als deutscher Fürst. Die Germania des Tacitus wurde als Schilderung Deutschlands und der Deutschen gewürdigt. So hatten schon die Humanisten im 16. Jahrhundert sie gedeutet. Die Figur der Germania wurde ein Sinnbild Deutschlands. In der Bezeichnung der Lehrstühle für deutsche Sprache als germanistischer Lehrstühle ist heute noch der alte Sprachgebrauch lebendig. Ebenfalls jenseits des Kanals. Die Deutschen werden dort ja noch heute Germanen genannt. So wird verständlich, warum sogar die Kimbern selbst in Kristiania als Deutsche bezeichnet werden konnten. Doch für die deutsche historische Forschung gehört dieser Sprachgebrauch schon längst der Vergangenheit an. Das gilt auch für den so gern als Schreckgespenst zitierten oder als Prügelknaben benutzten „Schleswig-Holsteinismus". Vor beinahe 90 Jahren, im Kampfjahre 1849, hat K. J. Clement, der temperamentvolle Gegner der noch jungen eiderdänischen Bewegung, mit einer Bestimmtheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, diesen Sprachgebrauch zurückgewiesen. Wir müssen auf ihn verzichten, wenn wir eine geschichtliche Anschauung von den Siedlern unseres Landes in den Jahrhunderten, als sich dessen Frühgeschichte vorbereitete, gewinnen wollen. Für diese Zeit eignet sich auch der Begriff westgermanisch nicht. Grundsätzlich ihn zu vermeiden, ist allerdings nicht nötig. In den sprachgeschichtlichen Untersuchungen kann er den Anspruch auf Geltung erheben, mit dem gleichen Recht wie der Begriff nordgermanisch oder nordisch. Hier wie dort haben wir es mit sprachwissenschaftlichen Ordnungsbegriffen zu tun. Sie wollen in Gruppen zusammenfassen, was auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der germanischen Sprache sich nahe steht. Als einen Ordnungsbegriff der Philologie muß darum der Historiker den Begriff westgermanisch gelten lassen. Redet man unbedenklich von nordgermanischen Sprachzweigen und von einer nordischen Sprachfamilie, so muß man auch von westgermanischen Sprachzweigen reden dürfen, wenn sprachwissenschaftlich eine solche Verwandtschaft nachgewiesen ist. Spott wäre hier übel angebracht. Und falls es heißt, man stehe vor einer Erfindung oder Entdeckung deutscher Studierstuben, so darf wohl gefragt werden, wo denn sonst Beobachtungen und Entdeckungen dieser Art gemacht werden können. Die lebenden Menschen in freier Flur können ja nicht mehr beobachtet werden. Sie sind längst zu ihren Vätern versammelt.

Was aber philologisch richtig ist, braucht noch nicht historisch-politisch und siedlungsgeschichtlich sofort verwendbar zu sein. Einmal führt das Westgermanische in seiner sprachlich faßbaren Gestalt nicht in die um den Beginn unserer Zeitrechnung liegenden Jahrhunderte zurück. Mit ihnen aber haben wir es zu tun, wenn ein in „Arilds" Tagen entstandener Siedlungsboden bestimmt werden soll. Sodann aber haben eingehende dialektgeographische Untersuchungen gezeigt, daß die Mundarten und Mundartengruppen eigene Bereiche haben, deren Grenzen nicht mit Siedlungs- und Völkerschaftsgrenzen sich decken. Wenn also die Mundarten eine

eigene Bewegung im Raum haben, wenn Landschaft, Verkehrslage und politische Gebilde auf ihre Ausbreitung und ihren Geltungsbereich einen bestimmenden Einfluß ausgeübt haben, wenn Stammesgebieten die mundartliche Einheit fehlen kann, so wird deutlich, daß sprachwissenschaftliche Erkenntnisse etwas anderes bedeuten als historische Vorgänge wie Landnahme und Stammesbildung. Die zweite Lautverschiebung, die die Grundlage der oberdeutschen Sprache legte, und die Geschichte ihrer Verbreitung bieten ein sehr anschauliches Beispiel. Wie es zu dieser tief eingreifenden Wandlung gekommen ist, wird vermutlich eine nie ganz gelöste Frage bleiben. Aber die Tatsache liegt für jeden greifbar da. Und auch die Tatsache ist unverkennbar, daß nicht ein in dieser Lautverschiebung lebender Stamm durch Landnahme, also durch Wanderung und Neusiedlung, sie verbreitet hat. Süddeutschland war schon germanischer Volksboden, als die zweite Lautverschiebung aufkam. Und sie hat sich nicht verbreitet, indem ihre ursprünglichen Träger ihren Lebensraum erweiterten, sondern indem die neue Sprachform, deren Wiege an der Donau gestanden hat, in einem seit Generationen von seßhaft gewordenen Germanen bewohnten Gebiet unabhängig von Vorgängen einer früheren Landnahme und ohne Rücksicht auf Stammesgrenzen ihren Bereich ausdehnte. Nicht die Siedler wanderten, sondern die Sprache wanderte und verdrängte, was bis dahin gesprochen wurde. Hier wird rasch offenkundig, daß die Geschichte des Sprachbereichs eine andere ist als die der Landnahme und des Siedlungsbodens.

Oder ein anderes Beispiel aus der Geschichte des deutschen Sprachbodens. Ein Menschenalter vor Luthers Geburt weicht das Niederdeutsche aus der Grafschaft Mansfeld bis in die Magdeburger Gegend zurück. Mit Wanderung und Begründung eines neuen Stammesbodens hat dies nichts zu tun. Der Grundstock der Mansfelder Bevölkerung änderte sich nicht. Nur die Sprachform wurde von der Wandlung betroffen. Die Sprechenden blieben, wo sie gewesen waren. Auch hier also stehen wir vor einer Bewegung nur des Kulturbodens, nicht aber des Siedlungsbodens. Auf ihn Schlußfolgerungen aus der Sprachgrenze zu ziehen, wäre ein schwerer geschichtlicher Fehler. Oder ein drittes Beispiel. Heute darf gewiß die deutsch-niederländische Grenze als Kulturgrenze gewürdigt werden. Der Historiker kennt die Willkür, die diese Grenze geschaffen hat. Er wird darum nicht der Versuchung erliegen, die an dieser Grenze sich entlang ziehende Kulturscheide auf Ursachen zurückzuführen, die in der Geschichte der Landnahme und des Stammesbodens lägen. Er weiß, daß an der Begründung dieser Scheide politische Vorgänge und staatliche Lebensäußerungen recht wesentlich beteiligt gewesen sind. Und Schonen? Kann das heutige Gesicht dieses dänischen Stammlandes allein aus Kräften des alten Volksbodens erklärt werden? Auch hier wird sinnenfällig, daß das Antlitz einer historischen Landschaft nicht bloß durch Kräfte des ursprünglichen Siedlungsbodens braucht geprägt zu werden.

Sprach-, Dialekt- und Ortsnamengrenzen, wie sie heute vor uns liegen, geben also weder einen unmittelbaren noch einen endgültigen Aufschluß

über die ursprünglichen Siedlungsvorgänge und deren Träger. Seitdem die dialektgeographischen Untersuchungen auf die kulturdynamisch, also nicht schlechtweg durch Landnahme und Stammeszugehörigkeit bedingten Bereiche der Mundarten aufmerksam gemacht haben, seitdem also deutlich geworden ist, daß kulturelle Kräfte die Mundartengebiete mitbestimmt haben, der Siedlungsvorgang allein keine ausreichende Erklärung zu bringen imstande ist, ja sogar als Erklärungsgrund versagen kann, mußten die sprachlichen Grenzen dort, wo Völker einander berühren, ein neues Problem werden. Auch hier mußte die Wirkung ähnlicher Kräfte erwogen werden, wie sie in den Dialektgebieten in die Erscheinung treten. Landnahme und Sprachgrenze werden also zu einem dynamischen Problem, dessen Bewegung mit der Landnahme beginnt, aber erst sehr viel später und mit Gewinn oder Verlust an Boden in einem Ausgleich zu relativer Ruhe kommt, — falls überhaupt es dazu kommt. Darum muß aus der Quelle, die sich uns in den Ortsnamen erschließt, behutsam geschöpft werden; und ebenfalls aus der im Sprachgebrauch uns zur Verfügung stehenden Quelle. Was zuständlich geworden und anscheinend zur Ruhe gekommen ist, stellt nur eine irgendwann erreichte Endstufe oder besser letzte Stufe dar. Der Rückschluß von ihr zu den Anfängen kann so unsicher sein, daß Nachrichten anderer Art, vor allem gute schriftliche Ueberlieferung, dringend erwünscht sind. Weil neueiderdänische Behauptungen die Ortsnamenkarte Schleswigs als eine historische Quelle mit ganz eindeutigem Aussagewert behandeln und aus ihr eine urdänische Siedlungslandschaft mit urdänischer Natur und Abstammung der Bewohner ablesen, war es nötig, zunächst allgemein auf Schranken der Ortsnamenforschung und auf mögliche Grenzen des historischen Aussagewertes der Ortsnamen hinzuweisen. Nach den wirklich recht schweren Niederlagen der älteren Ortsnamenforschung und angesichts der doch schon recht greifbaren Ergebnisse dialektgeographischer Untersuchungen hätte man erwarten dürfen, daß eine dänische Grenzlehre, die über den grünen Klee gelobt wird, mit den Forschungsgrundlagen der Gegenwart einigermaßen vertraut wäre. Statt dessen bringt sie Fragen und Antworten einer hinter uns liegenden Zeit und hört mit der Arbeit dort auf, wo die historischen Probleme beginnen.

II. Kapitel:

Die germanisch-ingväonische Siedlungszeit.

1. Der Grundstock der Bevölkerung.

Wir verlassen nun auf einige Augenblicke die schleswigsche Ortsnamenkarte, um zu fragen, ob es historische Quellen anderer Art gibt, aus denen wir schöpfen könnten. Nordische schriftliche Quellen sind nicht vorhanden. Die schriftlichen Denkmäler des Nordens beginnen erst in einer Zeit, mit der wir uns nicht mehr oder kaum noch zu befassen haben. Aus den Jahrhunderten vor der Völkerwanderung erreichen uns keine schrift-

lichen Nachrichten aus dem Norden. Wohl aber hat uns die Mittelmeerwelt einiges hinterlassen, das Aufschlüsse verspricht. Es ist zwar wenig genug, und auch dies Wenige entbehrt der Bestimmtheit. Immerhin aber erfahren wir doch, mit welcher Völkergruppe wir es zu tun haben. Plinius und Tacitus, vielleicht auch bereits Pytheas, bezeugen uns die Ingväonen. Die Quelle, aus der sie schöpfen, ist sehr alt. Tacitus läßt uns wissen, daß die Germanen „in alten Liedern", „den einzigen Denkmälern ihrer Ueberlieferung und Geschichte", einen erdgeborenen Gott Tuisto und dessen Sohn Mannus, den Urvater und Begründer ihres Volkes, feiern. Mannus habe drei Söhne gehabt, nach denen die Volksgruppen der Ingväonen, Herminonen und Istväonen benannt worden seien. Im Raume werden diese drei Gruppen so verteilt, daß die Ingväonen am Ozean siedeln, in der Mitte des Landes die Herminonen und in dem noch übrigen Teil die Istväonen. Diese im ersten Jahrhundert n. Chr. durch römische Schriftsteller uns erhaltene Ueberlieferung ist zweifellos alt. Daß sie von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wurde, verdankt sie der Liedform. Ebenso gewiß wie das Alter dieser Volksüberlieferung ist ihre Verbindung mit dem Mythus. Das Volk, das in diesem Liede seine Urgeschichte erzählt, weiß, daß es göttlichen Ursprungs ist. Im Anfang war der Boden und der aus ihm geborene Gott, von dem das Volk sein Dasein herleitet. Das ist nicht Geschichte, sondern Mythus, aber ein Mythus von mächtiger Glaubenskraft, tiefem Sinn, stolzem Eigenbewußtsein und starkem Gemeinschaftsgefühl. In den Adern aller Enkel des Gottessohnes Mannus rollt das gleiche Blut. Sie alle sind desselben göttlichen Geschlechts. Als Söhne der Mannussöhne heben sie sich aus der Völkerwelt heraus und stellen eine Volkswelt für sich dar. Das Lied, wie wir es durch Tacitus kennen, ist ein stolzes Bekenntnis zur Einheit und Blutsgemeinschaft des Mannusvolkes.

Wenn wir diese „Mannungstammtafel", wie G. Schütte sie genannt hat, und der er als dem ältesten bekannten Denkmal germanischer Literatur längst einen Ehrenplatz vornehmlich in der deutschen Literaturgeschichte gegönnt hätte, mythisch nennen, so heißt das nicht, daß sie der Welt willkürlich und beziehungslos dichtender Fantasie überantwortet werden müßte. Alle Größe und Tiefe, alle verpflichtende und erhebende Wirklichkeit und Wahrheit, die wir im Mythus schauen und erleben, bleiben unangefochten. Sie anzutasten, wäre weder philosophisch noch historisch gerechtfertigt. Weil es aber ein die höchste Wirklichkeit offenbarender Mythus ist, wäre es unangemessen, von ihm Aufschlüsse über politische und siedlungsgeschichtliche Einzelfragen zu fordern oder ihn zu einer Geschichtsquelle nach Art der Annalen und Chroniken zu machen. Daß in der politischen Wirklichkeit der Gegenwart nicht mehr recht greifbar sei, was das alte Lied melde, stellt Tacitus fest, indem er auf andere Ueberlieferungen aufmerksam macht. Es wundert ihn nicht, daß es mehr als eine Ueberlieferung gibt. Die Urgeschichte liege ja weit zurück. Der Sage und Vermutung sei darum ein weiter Spielraum gelassen. Es sei also natürlich, daß andere von mehreren Göttersöhnen sprächen und demgemäß mehr

Völkernamen als die drei des alten Liedes kennten. Unter den Namen, die als „echte alte Namen“ angeführt sind, werden nun solche genannt, die ganz aus dem Rahmen des alten Liedes herausfallen und der geschichtlichen Wirklichkeit der Gegenwart näherstehen als die Angaben des Mannusliedes. Aber auch hier fehlen die Ingväonen nicht. Plinius d. Ae., der fünf Gruppen der Germanen aufzählt, kennt immer noch die Ingväonen als eine eigene, von ihm an zweiter Stelle genannte Gruppe. Als ingväonische Stämme nennt er die Kimbern, Teutonen und Chauken. Da er als römischer Offizier im Chaukenland gewesen ist, hat seine Mitteilung ein eigenes Gewicht. Noch im ersten Jahrhundert nach Chr. ist ingväonisch also ein lebendiger Begriff gewesen. Er umspannt auf jeden Fall die im Küstenland der Nordsee siedelnden Germanen. Schwerlich aber ist damit der ganze ingväonische Raum beschrieben. Denn auch an der Ostsee haben nach Plinius Ingväonen gesiedelt. Komme man von Nordosten her zur Nordküste Germaniens, so seien die ersten Germanen, auf die man stoße, die Ingväonen. Darnach wären die Ingväonen die Seegermanen. Das ist auch die Auffassung, die Tacitus in der Germania vorträgt. Hier nämlich heißt es, daß die Ingväonen die Anwohner des Ozeans sind. Von einer Beschränkung auf die Nordseegermanen ist nirgends die Rede. Sie wäre auch nicht möglich gewesen, weil Tacitus die Ostsee als ein dem Gezeitenwechsel nicht unterworfenes Binnenmeer nicht kannte. Er wußte auch nichts von der skandinavischen Halbinsel. Es ist der Ozean schlechthin, der Germanien im Norden bespült. Auch die Ostsee, in der Skandinavien als große Insel liegt, gehört zum germanischen Ozean. Erzählt also Tacitus, daß die Anwohner des Ozeans Ingväonen waren, so wird die Beschränkung ihrer Wohnsitze auf die Nordseeküste willkürlich. Nach dem Sprachgebrauch eines Tacitus sind Ingväonen und Seegermanen Wechselbegriffe.

Welcher Gruppe der Germanen die Bevölkerung der kimbrischen Halbinsel zugewiesen werden muß, kann also nicht zweifelhaft sein. Selbst dann nicht, wenn Tacitus vom Dasein unserer Halbinsel noch nichts gewußt hätte. Das wäre sehr wohl möglich, braucht aber hier nicht erörtert zu werden. Da Tacitus weiß, daß der Nordozean weite Buchten besitzt, also auch Landformen, die als Halbinseln beschrieben werden dürfen, dasein mußten, sind auch die Bewohner etwa vorhandener Halbinseln nach Tacitus Ingväonen gewesen. Die älteste Bevölkerungsschicht, die wir in unserer Landschaft auf historischem Wege erreichen können, stellt sich also als ingväonisch dar. Daß auf unserer Halbinsel, etwa im Eidergebiet, eine Grenze des Volksbodens oder gar des Blutes gelegen hätte, wäre eine einem Tacitus unvollziehbare Vorstellung gewesen. Auch die herkömmlicher Weise nach Gutdünken und Willkür auf unserer Halbinsel untergebrachten Völkerschaften der Nerthusgemeinschaft haben mit der Vorstellung einer solchen Grenze nichts gemein. Es ist zwar recht unwahrscheinlich, daß diese suebischen Völkerschaften nach Tacitus auf der kimbrischen Halbinsel gesiedelt haben. Deren Sitze hat er sehr wahrscheinlich ins mittlere Küstengebiet der südlichen Ostsee gelegt. Aber selbst wenn

sie insgesamt oder auch nur zu einem Teil auf der kimbrischen Halbinsel gesessen hätten, wäre für die neueiderdänische Behauptung nichts gewonnen. Denn der Nerthusverband bezeugt Gemeinschaft, nicht Trennung. Und die Verbindung ist südwärts oder ostwärts gerichtet, nicht aber nordwärts.

Auch Ptolemäus bestätigt nicht das neueiderdänische Fündlein. Mit ihm stehen wir zum ersten Mal sicher auf dem Boden der kimbrischen Halbinsel. Er kennt sie als Halbinsel. Er hat auch eine allgemeine, einigermaßen zutreffende Anschauung von ihrer Lage. In seine Karte ist auch eine Reihe von Völkerschaftsnamen eingetragen. Es sind andere Namen, als Tacitus sie uns nennt. Doch das ist nicht auffallend; vollends nicht, wenn die Nerthusgemeinschaft nichts mit der kimbrischen Halbinsel zu schaffen hatte. Aber wie auch immer es sich mit den Namen verhalten mag, beachtenswert bleibt, daß auch Ptolemäus keine Scheide kennt, die auch nur entfernt als Volksbodengrenze angesprochen werden könnte. Was später in den lose nebeneinander liegenden norwegischen Fylken uns begegnet, mag veranschaulichen, wie es auf der kimbrischen Halbinsel in den ersten Jahrhunderten n. Chr. politisch aussah. Umrisse einer weiter reichenden Herrschaftsgewalt treten nirgends in die Erscheinung. Sie hat also nicht einander entfremden können, was sich benachbart war und in natürlicher Verbindung stand. Archäologisch ist längst nachgewiesen, daß in diesen Jahrhunderten die Eider nicht einmal eine Kulturscheide war, geschweige denn eine Völkergrenze. Von einem nordischen Entwicklungsgefälle Schleswigs ist nichts zu spüren, wenn jener Begriff des Nordens als Maßstab genommen wird, den ohne Anschauung von der spätgermanischen Wirklichkeit die „Grenzlehre", dies „glänzende Schulbuch", anlegt.

2. Ortsnamen der ingväonischen Zeit.

Daran hat sich bis in die Zeit der „Völkerwanderung" nichts geändert. Auch die Ortsnamen gebieten keine andere Zeichnung der Lage. Freilich ist jüngst wieder den Schleswigern verkündet worden, daß die noch heute in Schleswig vorhandenen und gebräuchlichen Ortsnamen einem dänischen Volksstamm ihr Dasein verdanken. Er war es, der „als erster" dem Lande „den Stempel der Besitzergreifung hat aufdrücken können durch Namensgebung derselben in ihrer eigenen Muttersprache. Ob und was hier vorher gewesen ist, ist nicht nachzuweisen, und daher belanglos". In eine vordänische Zeit einzudringen, soll also unmöglich sein. Das ist ebenso falsch wie die Behauptung, daß „ein dänischer Volksstamm" „als erster" die Orte in seiner Sprache benannt und so dem Lande das Gepräge gegeben habe. An die Binsenwahrheit, daß die kimbrische Halbinsel in allen ihren Teilen, auch im heutigen Ostholstein, germanischer Volksboden war, sollte nicht erinnert werden dürfen. Will man diesen Boden einen nordischen Volksboden nennen, so mag das gern geschehen. Nur darf man dann nicht aus den Augen verlieren, daß nordisch jetzt nur ein anderes Wort für den gleichen Tatbestand ist und mit dem späteren engeren, skandinavisch bestimmten Begriff des Nordischen nicht zusammenfällt. Darüber hinaus konnten wir bereits feststellen, daß die kimbrische Halbinsel im Bereich der

ingväonischen Gruppe lag. Was auch immer an Stämmen ihr zugewiesen wird, ein dänischer Volksstamm wird nie erwähnt. Der dänischen Forschung ist das ebenso gut bekannt wie der deutschen. Um so erstaunlicher ist die Behauptung, daß ein dänischer Volksstamm als erster die Orte benannt habe. Nicht weniger erstaunlich, daß aus den alten Ortsnamen dänische Besiedlung, und nur sie, erkennbar werde.

Für die Erkenntnis des historischen Sachverhalts alles andere als „belanglos" ist die Hauptmasse der Ortsnamen mit dem Grundwort ing. Sie umfaßt — von den ganz alten einsilbigen Ortsnamen oder Kurznamen wie Leck, Bi u. a. mag abgesehen werden — die ältesten uns erhaltenen Ortsnamen. Es ist richtig, daß sie wie in Schleswig so auch in Jütland, auf den Inseln und jenseits des Sundes uns begegnen. Aber diese Tatsache verbindet nicht Schleswig mit dem geographischen Norden enger als mit dem Süden. Denn die ing-Orte finden sich im ganzen germanischen Volksbereich. Wo Germanen sich niedergelassen haben, auf altem oder neuem Boden, überall stoßen wir auf ing-Orte. Sie nur dem einen oder anderen „Stamm" als Eigentümlichkeit zuzuweisen und demgemäß aus ihrer Verbreitung Aufschlüsse über Ausdehnung und Grenzen der Landnahme einzelner Stämme zu gewinnen, hat sich als Irrweg erwiesen. Gerade die Untersuchung der ing-Gebiete hat dies sinnenfällig und überzeugend dargetan. Die ing-Orte sind eine gemeingermanische Erscheinung. Sie erstrecken sich von Skandinavien bis zu den Südhängen der Alpen und darüber hinaus. Und sie führen bis in die gemeingermanische Zeit zurück. Die Sachsen brachten sie nach Britannien mit. In Wessex ist die Landschaft von Hastings bis Chichester ein rechtes ing-Gebiet. Dies nur als ein Beispiel für viele. Jüngst sind freilich die Teutonen zu Schöpfern dieser Gruppe gemacht worden. Eine der südschleswigschen Flugschriften hat diese Entdeckung uns vermittelt. Sie erzählt uns auch, daß die Teutonen während ihrer Wanderung die ing-Benennung verbreitet haben könnten. „Fantastische Ausschüttungen" wie diese mögen als Kuriosum oder als ein verzweifelter Versuch, Schleswigs ing-Orte für den „Norden" zu retten, erwähnt werden. Das Geschichtsbild können sie natürlich nicht bestimmen. Es ist ganz eindeutig, unter Kundigen auch nicht umstritten. Die ing-Orte in ihrem alten Bestande sind Zeugen der gesamtgermanischen Siedlungsgeschichte, keinem Stamm und späteren Volk vorbehalten und schon in eine frühe Zeit fallend.

Diese Tatsache ist so offenkundig und so zwingend, daß selbst Eskildsen in seiner „Grenzlehre" an ihr nicht hat vorbeigehen können. Freilich meint er anscheinend etwas einschränkend, daß nordische und südgermanische Sprache damals sich so nahestanden, daß man gleichlautende Bezeichnungen für die Siedlungen anwandte. Dieser Andeutung soll vermutlich entnommen werden, daß damals, also seit Beginn unserer Zeitrechnung, die Eiderlandschaft Nord- und Südgermanien auch sprachlich schied, Schleswig also schon zur Zeit der ältesten ing-Gründungen einem kurz gesagt dänisch-skandinavischen Lebenskreis angehört habe. Diesem ungemein weiträumigen Norden hätte es dann näher gestanden als der benachbarten, so

überaus leicht erreichbaren holsteinischen Landschaft. Ob nicht hier eine vorgefaßte Meinung die Feder gelenkt hat? Die benachbarten holsteinischen ing-Orte wären „südgermanische" Bildungen, die schleswigschen nicht? Aus den Namen selbst kann es natürlich nicht erschlossen werden. Eine hinter ihnen stehende „nordische und südgermanische Sprache" soll darum die Trennung rechtfertigen. Aber was wissen wir von diesen zwei „Sprachen" aus jener Zeit? Dem Sprachhistoriker ist nichts davon bekannt. Er kennt nur die gemeingermanische Sprache. Da es keine germanische „Hochsprache" gegeben hat und geben konnte, wird die Fülle der „Mundarten" groß gewesen sein. Unter diesen Umständen haben aber gerade die im Raume nebeneinander Lebenden mundartlich sich nähergestanden, als die fern voneinander Siedelnden. Die nördlich der Eider wohnenden Germanen müssen darum den südlich der Eider wohnenden enger verbunden gewesen sein als den Inselgermanen. Noch gab es ja keine übergreifende Herrschaftsgewalt oder einen „Staat", die von ihren Brennpunkten her und dank den durch sie wirksam werdenden Kräften die natürliche Ordnung hätten wenden können. Die Fornmanna Sögur waren unbefangener, als sie noch ganz Sachsland dem Bereich der norröne Zunge zuwiesen. Oder soll an Axel Olrik erinnert werden? Reiches Wissen und reifes Urteil werden ihm doch wohl auch im neueiderdänischen Lager zuerkannt werden. Ihm ist nichts von einer „eigentlichen Sprachgrenze" bekannt. Ja, er bestreitet sie, und er fügt hinzu, daß die Jüten sich der angelsächsisch-friesischen Sprachgruppe genähert hätten. Erst die Völkerwanderung habe die Fäden zerschnitten, die die im Norden siedelnden Stämme mit den südlichen Nachbarn verbunden hätten. Das habe die Bedingungen für eine besondere nordische Entwicklung geschaffen.

Alt ist auch ein beträchtlicher Teil der Orte, deren Namen das Grundwort sted enthalten. Sie sicher auf die Jahrhunderte zu verteilen, ist unmöglich. Die Zeitspanne, mit der wir rechnen müssen, umfaßt mehr als ein halbes Jahrtausend. Noch in der Wikingzeit konnte das Grundwort sted für die Namengebung von Orten verwendet werden. Aber der Brauch, sted-Namen zu bilden, reicht in die Zeit vor der „Völkerwanderung" zurück. Das wird heute nicht bestritten. Und auch das ist wissenschaftliches Gemeingut, daß diese Namen wie die ing-Namen — auch die um (heim)-Namen wären zu nennen — gemeinsamer Besitz der Germanen waren, dem Norden nicht eigentümlicher als dem Süden. Es braucht darum nicht zu überraschen, daß wir in Schleswig und in Holstein sogar sted-Orte mit demselben Bestimmungswort antreffen. Dänische Forschung hat darauf unbedenklich aufmerksam gemacht. Vilhelm La Cour erinnert an Fredstedt und Wittstedt im Amte Hadersleben und an Frestedt und Hohenwestedt in Holstein. Er stellt auch unbefangen fest, daß sprachlich, chronologisch und topographisch die Namen in den südskandinavischen und norddeutschen Gegenden das gleiche Gepräge tragen. Noch haben sich, wie er zutreffend sagt, die Wasser nicht geschieden. Das sind andere Klänge, als wie sie soeben noch vernommen wurden.

In der Forschung unterliegt also keinem Zweifel mehr, daß unsere

schleswigsche Landschaft noch heute in ihrem Antlitz Züge trägt, die von der gemeingermanischen Zeit zeugen. In Ortsnamen wie Stepping, Rödding und Zeising wird diese noch gemeingermanische Siedlungsgeschichte sichtbar und unmittelbar greifbar. Diese Wirklichkeit mag als unbequem empfunden werden, aber sie ist da. Auch Spott, mag er als noch so glänzend gewürdigt werden, kann sie nicht aus dem Wege räumen. Andersens Märchen von den neuen Kleidern des Kaisers ist ganz gewiß ein schönes und auch sehr tief geschautes Märchen. Wir schätzen es als eine unvergängliche Schöpfung; aber wir bedauern, daß es einem hohlen Spott dienstbar gemacht wird. Denn hohl und alles andere als „glänzend" ist der Spott, der die Erkenntnis von der gemeingermanischen Wirklichkeit in den ältesten schleswigschen Ortsnamen mit den neuen Kleidern des Kaisers in Andersens Märchen vergleicht. Die dem Kaiser angemessenen und angelegten Kleider gab es nur in der Einbildung. Ein Kind konnte den Bann brechen. Die Siedlungen aber der spätgermanischen Zeit sind keine Einbildung, sondern eine weite Räume füllende Wirklichkeit. Und wenn der Spötter noch so sehr als Kind sich gebärden möchte — das sei ihm unverwehrt —, der den Bann brechenden Kraft des Kindes im Andersenschen Märchen wird er sich nicht erfreuen dürfen. Denn er steht vor dem harten Gestein einer Wirklichkeit, von der wir zwar gern sehr viel mehr wüßten, als wir wissen und je werden wissen können, die aber in ihrer geschichtlichen Eigentümlichkeit sicher erkannt ist.

Wie weit ungefähr diese gemeingermanische Wirklichkeit reicht, kann mit einer Jahreszahl nicht angegeben werden. Vielleicht könnte, um einen Fund aus unserer Landschaft zu nennen, das goldene Horn von Gallehus ein Wegweiser sein. Er würde in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts führen. Das Horn selbst als sicheren Zeugen einer schon vollzogenen Wendung anzusprechen, wird freilich schwer möglich sein. Noch gibt es zu viele Rätsel auf. Schon die Herkunft ist stark umstritten. Und auch die Sprache der Runeninschrift ist noch nicht einwandfrei eingeordnet. Jüngste Untersuchungen der Runenformen und archäologische Stiluntersuchungen haben freilich wahrscheinlich machen wollen, daß die Goldhörner von Gallehus zum „Norden" gehören. Aber gleichzeitig ist doch festgestellt worden, daß die Inschrift des Hornes von Gallehus sehr wohl aus sprachlichen Gründen ein frühes Stadium eines westgermanischen Dialekts darstellen könne. (E. Moltke.) Nicht sprachliche, nur runologische Gründe sollen einer westgermanischen Einordnung im Wege stehen. Zwingend ist diese Beobachtung natürlich nicht. Denn ein in den Anfängen westgermanischer Sprachbildung stehender Runenritzer hätte sehr wohl „nordischer" Runenformen sich bedienen können. Die Form der Schriftzeichen ist kein sicherer und einwandfreier Dolmetscher der Sprache. Möglich, vielleicht wahrscheinlich, daß die Zeit schon erreicht ist, in der die gemeingermanische Stufe verlassen wird und die ersten Abzweigungen und Eigenbildungen in die Erscheinung zu treten anfangen. Der a-Umlaut in den Formen holtijaᛉ und horna soll bekunden, daß die gemeingermanische Sprachstufe bereits der Vergangenheit angehört. Ist dies richtig — und darüber hat die Sprachwissenschaft

zu befinden —, so kündigt sich hier zwar eine sprachliche Bewegung an, aber welcher der sich entwickelnden germanischen Sprachäste sie zugezählt werden darf, bleibt anscheinend in der Schwebe. Noch jüngste dänische Forschung meint, daß sie der in der Bildung begriffenen westgermanischen Sprachgruppe zugeordnet werden könnte. Bei dieser Lage wäre doch wohl der Austausch mit den Westgebieten des germanischen Siedlungsraums zu beachten. Er könnte, wenn rein sprachlich einer westgermanischen Einordnung der Inschrift nichts im Wege steht, anzeigen, wie die Rune ᛉ zu lesen wäre. Sie kann an sich als z, also als stimmhaftes s gelesen werden, aber auch als R, als palataler r-Laut. Mußte sie als R gelesen werden, so ständen wir vor einer schon nordgermanischen Bildung. Doch dieser runologisch möglichen Lesung widerstrebt die noch nicht altdänische Sprachform der Inschrift. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Rune ᛉ noch den gemeingermanischen Lautwert z besessen habe, darf darum erwogen werden. Die Inschrift stünde alsdann auf einer Entwicklungsstufe, auf der das zum Westgermanischen sich fortbildende Gemeingermanische das z noch nicht abgeworfen hätte. Mit voller Absicht soll nicht zuversichtlicher gesprochen werden. Fünf Wörter einer Runeninschrift sind ein zu dürftiger Baugrund. Außerdem wissen wir nicht, wo das Goldhorn verfertigt worden ist. Wir kennen nur den Fundort. Nur mit großer Vorsicht kann man darum sich äußern. Aber möglich bleibt die Annahme einer Zuwendung Schleswigs zum Westen. Andere Beobachtungen bekräftigen sie. Die archäologisch nachgewiesenen Zusammenhänge mit dem Westen, mit der sächsischen und friesischen Landschaft, die doch nicht ganz der geschichtlichen Legende angehörende angelsächsische Gemeinsamkeit in den Anfängen der Landnahme auf britischem Boden und schließlich die Begründung eines friesischen Volksbodens in Westschleswig zeugen von Kräften, die nicht nach dem „Norden" weisen. Als die gemeingermanische Zeit zu Ende ging, war der Uebergang Schleswigs in eine nordgermanisch bestimmte Welt keineswegs das einzig mögliche oder auch nächstliegende Schicksal Schleswigs. Weder innere Nötigungen der Bevölkerung noch äußere Nötigungen der Lage im Raum mußten ein solches Ergebnis zeitigen. Nochmals sei an Axel Olrik erinnert (Seite 20). Es mußten schon besondere Kräfte in die schleswigsche Landschaft einströmen, um die eben angedeutete Bewegung aufzuhalten und die in ihr wirkenden Kräfte zu schwächen. In welcher Richtung sie bei ungestörter Verbindung, oder nicht erreicht von Kräften und Einflüssen aus dem Nordosten, sich bewegen können, zeigt die Entwicklung in Ostengland.

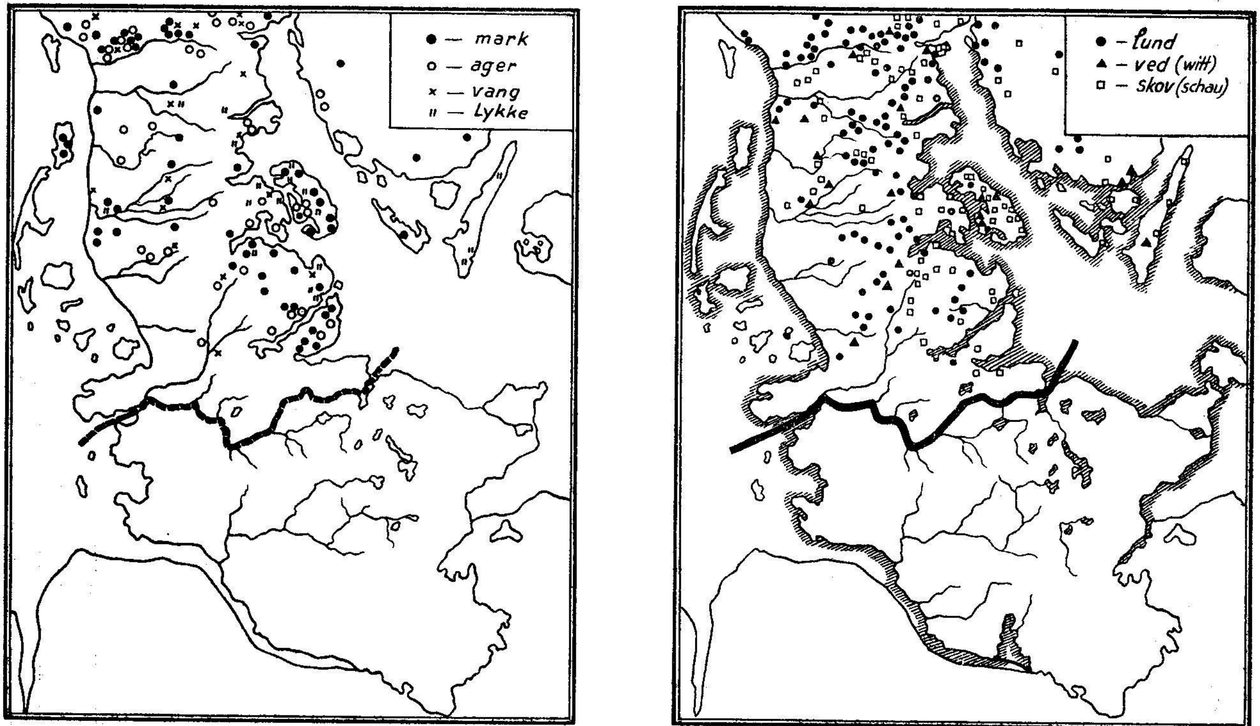
Der gemeingermanische Erbstock mitsamt den in ihm beschlossenen Entwicklungsmöglichkeiten ist also unverkennbar. Er dürfte auch in seiner Bedeutung nicht bestritten werden. Der Versuch, ihn zu bagatellisieren, indem die gemeingermanischen Ortsnamen als Ausnahmen erklärt werden, ist gelinde gesprochen ein wunderlicher Einfall. Wir begegnen ihm in der „Grenzlehre". Und er wird durch Karten erläutert, deren eine Gruppe die alten, gemeingermanischen Ortsnamen enthält (vgl. Karte Nr. 1). Die andere Gruppe führt zweifellos dänische Ortsnamen vor (vgl. Karte

Nr. 2). Schon ein flüchtiger Blick auf die Karte muß nun das gewünschte Urteil wecken. Die „Ausnahme" ist augenfällig geworden. Aber dies Kartenkunststück ist Blendwerk für Unkundige. Denn die Namengruppen gehören ganz verschiedenen Zeiten an. Kein gewissenhafter Historiker würde es wagen und verantworten, eine alte Siedlungskarte auf einer und



Nr. 1. Karte der ing- und sted-Orte nach Eskildsen: Dansk Grænselære, S. 20, Nr. 16 und 17.

derselben Stufe mit den jüngeren Siedlungen zu vergleichen und dann aus deren Uebergewicht den Maßstab für das Urteil über den alten Volksboden herzuleiten. In der Forschung nennt man ein solches Verfahren tendenziös. Es verschleiert die verschiedenen Altersstufen und Schichten, und es breitet auf einer Fläche aus, was nur in zeitlicher Abfolge geschildert werden dürfte. Die ing-, sted- und um-Siedler waren keine Ausnahme, also ein winziger Bruchteil des Ganzen, sondern die Bevölkerung des Landes; diejenigen also, die der Kulturlandschaft ganz das Gepräge



Nr. 2. Eskildsen a. a. O. S. 21, Nr. 20 u. 21.

gaben. Die Züge, die sie ins Antlitz unseres Landes eingegraben haben, sind tief und unvergänglich. Will man sich veranschaulichen, wie irreführend es ist, diese alten vordänischen Siedlungen als Ausnahme zu kennzeichnen, so genügt es, die Karte der lev- und by-Namen neben die Karte der ing- und sted-Namen zu legen. Man wird dann nicht der Versuchung erliegen, die älteren Namen und die durch sie vertretenen Siedlungen als Ausnahmen zu begreifen. Sie haben in Schleswig das Uebergewicht über die lev- und by-Namen. Die ing- und sted-Siedler haben darum auch am Ausbau des Landes sich beteiligt. Zeitweilige Menschenleere hat es nicht gegeben, auch nicht als die erste überseeische germanische Kolonie am anderen Ufer der Nordsee begründet wurde. Die Bagatellisierung der ing- und sted-Namen ist demnach ganz unangemessen. Nachfahren der alten bodenständigen ing- und sted-Leute stehen auch hinter Neusiedlungen, deren Namen dies nicht mehr erkennen lassen. Ein Beispiel mag das erläutern. Im Kreise Hadersleben gibt es nur drei lev-Orte und keine alten by-Orte, aber eine beachtenswerte Zahl von ing- und sted-Orten. Natürlich können nicht die wenigen lev-Siedler es gewesen sein, die den Ausbau etwa der östlichen Hälfte des Kreises Hadersleben in der Uebergangszeit zum Mittelalter vorgenommen haben. Das wäre physisch ganz unmöglich. Hat das „lev-Volk" am Ausbau sich beteiligt, also Anteil an den vielen Torpen dieser Landschaft, so gilt dies vollends von den ing- und sted-Leuten. Wiederum wird deutlich, daß die Ortsnamenkarte keine Fibel ist.

III. Kapitel: Dänische Landnahme.

1. Bildung einer dänischen Macht.

Nichts hatte bisher eine Anwesenheit von Dänen im Lande uns zu erkennen gegeben. Weder als dänischer Volksboden noch als dänisches Herrschaftsgebiet trat Schleswig in die Erscheinung. Die Ortsnamen enthielten keine Andeutung einer dänischen Landnahme. Was wir vorfanden, war gemeingermanisch. Aus dem Lande stammende, ins Wort gefaßte Quellen wissen nichts von dänischem Leben in den Jahrhunderten, die wir bisher ins Auge faßten. Auch Nachrichten aus anderen Gegenden melden nichts dergleichen, weder zeitgenössische noch spätere. Alles bleibt stumm. Man mag von einer anglischen Macht sprechen, die etwa im vierten Jahrhundert nördlich der Eider unter Offas Führung erstanden wäre. Im Widsithlied, das freilich viele Rätsel aufgibt und auch dort, wo es Offas Heldentat erzählt, keineswegs eindeutig ist, könnte der Begründung einer anglischen Herrschaft nördlich der Eider gedacht worden sein. Aber eine dänische Macht wäre dies nicht gewesen. Auch nicht auf dem Umweg über Saxo käme man in die Nähe einer geschichtlichen Erscheinung dieses Gepräges. Denn was er über Dan und Angul als Brüder mitteilt, ist spätere Sage, die herzlich schlecht sich eignet, Grundlage einer historischen Darstellung zu sein. Für seine Zeit war sie brauchbar. Sie konnte den gleichen Dienst erweisen wie die von ihm vorgetragene Umdeutung des Kampfes

des Angelnkönigs Offa mit den Suaven in einen Kampf des dänischen Helden Uffe mit den Sachsen. Das waren Geschichtsbilder, die in die Zeit der Waldemare sich gut einfügten oder sie widerspiegelten. Für die frühgeschichtliche Zeit sind sie belanglos. Das Schicksal, das Offa in der Umdeutung der Darstellung Saxos widerfahren ist, ist auch „Angul" bereitet worden. Das politische Ergebnis einer sehr viel späteren Zeit wurde in die frühgeschichtliche Zeit hineingetragen und so die Landschaft, die dem benachbarten Süden nähergestanden hatte und näher hatte stehen müssen als den Gebieten, die dänische Kernlande werden sollten, grade diesem Boden nahegerückt. Saxos Angabe, daß Dan und Angul Brüder waren, kann darum immer noch vernommen werden. Ihr könnte freilich eine ganz andere, aber ebenfalls dänischer sagenhafter Ueberlieferung angehörende Schilderung entgegengehalten werden. Wir finden sie u. a. in den Esromer Annalen. Sie wissen nichts von den Brüdern Dan und Angul. Statt dessen erzählen sie von einem König Ypper in Uppsala, der drei Söhne gehabt habe: Nori, Oesten und Dan. Ein Angul fehlt in dieser Reihe. Er wird auch weiterhin in der Gründungssage Dänemarks, wie die Esromer Annalen sie kennen, nicht erwähnt. Er ist ihnen unbekannt. Dan steht, wie die Natur dieser Sage es verlangt, ganz und allein im Mittelpunkt. Er wurde zunächst König von Witheslev, d. h. der Inseln Seeland, Möen, Falster und Lolland. Von den Jüten zu Hilfe gerufen, als sie in einen schweren Kampf mit dem römischen Cäsar verwickelt waren, besiegte er die Feinde am Dannewerk und vertrieb sie. Daraufhin machten ihn die Jüten zum König ihres Landes, das bald hernach ein Bestandteil des nun Dänemark genannten Reiches wurde.

Ob es möglich ist, hinter dieser Ueberlieferung eine Erinnerung an geschichtliche Vorgänge festzustellen, ist eine sehr umstrittene Frage. Die sagenhaften Bestandteile dieser Erzählung springen ins Auge. Die Zeitangaben sind fantastisch. Die Verknüpfung der Entstehung Dänemarks mit Abwehrkämpfen gegen eingedrungene römische Truppen ist ein klerikales Märchen. Die friedliche Erwerbung Jütlands durch den zur Hilfe herbeigerufenen König Dan, dem nach dem Siege gehuldigt wird, ist ein zu bekanntes Legendenmotiv, als daß ihm irgendwelche Bedeutung beigelegt werden könnte. Auf gleiche Weise gewannen, um nur diese zwei Beispiele zu nennen, die Angeln und Sachsen die Herrschaft in Britannien und die Schweden die Herrschaft am Ladoga- und Ilmensee. Das ist die typische Berufungslegende, die nachträglich die Herrschaft zu legitimieren bestimmt ist. Wir haben keinen Anlaß, für glaubhafter oder besser begründet zu halten, was die Esromer Annalen oder die Lejrechronik über die friedliche, in freier Vereinbarung erfolgende Eingliederung „Jütlands" in Dänemark melden. Doch wie hinter den Gründungssagen des warägischen Burgenreiches und der angelsächsischen Herrschaft auf britischem Boden geschichtliche Vorgänge stehen, die nicht ganz im Nebel untertauchen und darum unserer Anschauung vom wirklichen Geschehen und vom Wert der Gründungssage die Richtung weisen, so könnte es mit der Lejrechronik ähnlich bestellt sein. Freilich mit dem Unterschied, daß hier histo-

rische Mitteilungen uns so gut wie ganz fehlen. Wir könnten also die dänische Gründungssage nur nach Analogie der eben erwähnten Gründungssagen als geschichtliche Quellen benutzen, wenn denn sie nicht schlechtweg in den Bereich der Sage verwiesen werden soll. Versuchen wir mit aller Vorsicht, die hier geboten ist, und mit der inneren Bereitschaft, auch den bloßen Versuch preiszugeben, aus der Sage von Dan, wie sie hier uns entgegentritt, eine wenn auch noch so blasse geschichtliche Erkenntnis abzuleiten, so finden wir, daß ursprünglich „Jütland" und „Witheslef" nicht zueinander gehörten; des weiteren, daß der dänische Machtbereich auf den Inseln lag; und endlich, daß irgendwann die Landschaft nördlich des Dannewerks dem dänischen, also fremden Machtbereich einverleibt wurde. Das wäre das Zeugnis dänischer Annalen, also mittelalterlicher dänischer Geschichtsschreibung. Ein Herrschaftsakt hätte die politische Verbindung — aber auch nur sie — des Landes nördlich der Eider mit dem dänischen Inselkönig geschaffen. Die Sage kleidet ihn in die Form eines Vertrages. Nach Analogie der uns sonst bekannten Gründungssagen des nordeuropäischen Raumes in spätgermanischer Zeit kann diese Einkleidung nur als nachträgliche Legitimierung einer Herrschaftsgründung gewürdigt werden. Auf jeden Fall gab es eine Zeit, zu der „Jütland" nicht dänisch war. Was Ortsnamen und Sprachtrümmer zu erkennen geben, wäre durch eine dänische Gründungssage bestätigt worden. Zum mindesten trägt sie kein neueiderdänisches Gewand. Will man sie nicht gelten lassen, so ändert das nichts am geschichtlichen Tatbestand. Der kühne Satz der „Grenzlehre": „Ganz Südjütland ist immer dänischer Volksboden gewesen; die südjütische Bevölkerung war stets und ist noch heute dänisch in der Wurzel, dänisch von Natur und Volkseigentümlichkeit", ist wie so vieles andere in diesem Buch ein arger Gallimathias. Dem mag eine Aeußerung J. Steenstrups gegenübergestellt werden, daß Dänemark eine ungeheure Ausnahme in der Geschichte wäre, wenn es ohne Eroberungen entstanden wäre. Aehnlich hat Axel Olrik geurteilt. Er sah in den größeren Zusammenschlüssen das Ergebnis kriegerischer Auseinandersetzungen. Reichsbildung und starke kriegerische Königsmacht seien Hand in Hand gegangen.

Wann aber beginnt „Südjütland" dänische Züge anzunehmen, und wie äußern sie sich zunächst? Unbestritten ist in der Forschung, daß erst in der Völkerwanderungszeit der Name der Dänen auftaucht. Vor 500 weiß man nichts von ihnen oder vielleicht besser, erfahren wir nichts von ihnen. Wiederum sind es Schriftsteller aus der Welt des Mittelmeeres, denen wir die Kunde verdanken. Der Norden schweigt. Es ist nicht viel, was Jordanes und Prokop uns mitteilen. Und auch das Mitgeteilte entbehrt der Klarheit und Bestimmtheit, die wir wünschen möchten. Immerhin werden aber die Dänen jetzt erwähnt. Als benanntes Volk treten sie also in der späteren Völkerwanderungszeit in die Geschichte ein. Zwar verschwinden sie wieder fast so plötzlich in den Geschichtsquellen, wie sie erscheinen. Aber das ist in den furchtbaren Lücken unserer geschichtlichen Ueberlieferung begründet. Daß sie nicht gleich Meteoren wie Heruler und Hadbarden aufleuchten und untergehen, machen die Vorgänge der ausklin-

genden spätgermanischen Zeit augenfällig. Seit dem sechsten Jahrhundert gehören also die Dänen der Geschichte an. Daß sie erst jetzt bekannt und so unerwartet wie ein Meteor sichtbar werden, hat überrascht und wird vermutlich stets wieder Ueberraschung wecken. Man hat sie zu befriedigen versucht, indem man es für einen Zufall erklärte, daß erst jetzt der Name auftauche, und indem man ein ruhiges und erstarkendes dänisches Leben in der Jahrhunderte währenden literarischen Nacht voraussetzte. Die Dänen hätten also ähnlich wie die schon von Tacitus erwähnten Schweden (Suiones) die Entwicklung eines halben Jahrtausends hinter sich, bis der Zufall sie der Welt bekannt machte, die ihren Namen festhalten und weiter geben konnte.

Denkbar wäre dies. Aber wahrscheinlich? Als Tacitus die Namen der seegermanischen Völkerschaften niederschrieb, hätte er gewiß nicht die Dänen vergessen, wenn irgendwelche Kunde ihn erreicht hätte. Auch die Sachsen kennt er nicht. Den Namen und die durch ihn zusammengefaßte Gruppe wird es noch nicht gegeben haben. Schweigen ist freilich nie ein unbedingt sicheres Zeugnis. Eine darauf sich stützende Annahme kann sogar sehr in die Irre gehen. Will man aber das Schweigen des Tacitus entkräften, so bedarf es positiver Beobachtungen. Deren gibt es keine. Wohl aber fällt stark ins Gewicht, daß Tacitus von den ganz entfernt wohnenden Schweden Kunde erhalten hat, nicht aber von einem dänischen Gebiet, an dem vorbei doch der Weg nach Schweden führte, oder das, gemessen an den Erwägungen der Wahrscheinlichkeit, nicht ganz im Dunkel konnte liegen bleiben, wenn vom Schwedenland Kunde kam. So problematisch es ist, von Sachsen in taciteïscher Zeit zu sprechen, so problematisch erst recht, Dänen in jener Zeit vorauszusetzen. Die Annahme wäre ganz willkürlich. Für die Sachsen könnte immerhin noch das allerdings nicht ganz sichere Zeugnis des Ptolemäus angeführt werden. Für die Dänen gibt es dergleichen Nachrichten aus der Zeit vor der Völkerwanderung überhaupt nicht. Dem Historiker, der nicht allen Boden unter den Füßen verlieren will, bleibt darum nichts anderes übrig, als das Aufkommen des Namens der Dänen mit Vorgängen der Völkerwanderungszeit in Verbindung zu bringen. Das wäre durchaus nicht ohne Parallele. Die Völkerschaften der taciteïschen Zeit verschwinden. Wo sind die Avionen, Nuithonen, Suardonen und Reudinger der Nerthusgemeinschaft geblieben? Wo die Chauken und Cherusker? Statt dessen hören wir, als die große Bewegung gegen Rom beginnt, von Sachsen, Franken und Alemannen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Dänen demselben Entwicklungsverlauf angehören. Auch sie also dürfen wir als eine Gruppe ansprechen, die im Zeitalter der „Völkerwanderung" sich gebildet hat. So erklärt es sich ungezwungen, daß ältere Nachrichten über sie nicht vorhanden sind. Sie sind also eine Schöpfung ungefähr der Zeit, in der sie zuerst erwähnt werden. Auf einige Generationen mehr oder weniger kommt es nicht an, wenn nur der Zusammenhang mit der Bewegung der Völkerwanderung gewahrt bleibt.

Wo wir sie nach Jordanes suchen müssen, kann kaum einem Zweifel unter-

liegen. Ihre Heimat wird die skandinavische Halbinsel gewesen sein. Die Erzählung der Lejrechronik, der zufolge die Herrschaft „Dans" eine schwedische Herrschaft gewesen sei, könnte Jordanes zu beglaubigen scheinen. Seine Mitteilungen über die Dänen lassen die Deutung zu, daß sie aus den Schweden hervorgegangen seien. Aber ganz gesichert ist diese Auslegung des entscheidenden Satzes im Bericht des Jordanes nicht. Jordanes könnte auch bloß haben sagen wollen, daß die Danen eine Völkerschaft Skandinaviens waren. Etwas, unter Umständen sogar sehr, verschöbe sich das Bild, wenn es möglich wäre, aus den Angaben Prokops eine einwandfreie Feststellung zu gewinnen. Aus seiner Mitteilung, daß die Heruler, nachdem sie durch das Warnenland gezogen waren, zu den Dänen wanderten, ist gefolgert worden, daß Südjütland der Wohnsitz der Dänen gewesen sei. Zwar nicht seit alters. Eine solche Folgerung könnte sich natürlich nie auf Prokop stützen. Die Dänen seien vielmehr wie Wikinger auf dem Seewege nach Südjütland gekommen. Aus dem Mälargebiet aufbrechend hätten sie, ohne um Schonen und Seeland sich zu kümmern, erst in Südjütland festen Fuß gefaßt und von dort her ihre Macht ausgebreitet. Darnach hätte Holstein Siedlungsland der „Warnen" sein müssen. Bisher war man gern geneigt, ihre Sitze in der Apenrader Landschaft zu suchen. In Warnitz glaubte man eine Erinnerung an die Warnenzeit finden zu dürfen. Aber der Ortsname Warnitz ist eine nicht grade glückliche Weiterbildung des älteren Namens Varnaes. Er aber bedeutet — das jedenfalls ist die wahrscheinlichste Erklärung — sandiger Vorsprung (varre naes), also Sandnase. Mit den Warnen diesen Namen in Verbindung zu bringen, dürfte darum erst erwogen werden, wenn jede andere Erklärung versagt. Oder würde man es wirklich für zulässig halten, das norwegische Varnaes ebenfalls als Warnenort zu bestimmen? Holstein aber muß als Warnenlandschaft ganz ausscheiden. Nichts deutet dergleichen an. Prokops Angabe in der eben skizzierten Auslegung ist also höchst problematisch. Möglich wäre, daß die Warnen im heutigen Mecklenburg gesessen hätten und daß in der Warnow als Warnenau noch eine Erinnerung daran sich erhalten hätte. Nördlich von den Warnen siedelnde Dänen müßte man nun auf den Inseln suchen. Doch dies ist nur eine Möglichkeit, die mit den Buchstaben Prokops kaum in Einklang zu bringen wäre. Die Warnen Prokops könnten auch in den Niederlanden gesessen haben. Eins aber darf als gewiß angenommen werden: daß die Dänen in den Anfängen ihrer Geschichte dem kimbrischen Festland fernstehen. Weder als Herrschaftsgebiet noch als Kolonisationsboden haben sie es besessen. Wir müssen darum Schonen oder die Inseln, hier vor allem Seeland, als ihren Stammboden in Anspruch nehmen. Wie es zur Bildung der dänischen Gruppe gekommen ist, verbirgt sich dem Wissen des Historikers. Er kann nur Vermutungen äußern. Die gleiche Zurückhaltung muß er üben, wenn die Frage aufgeworfen wird, seit wann es Dänen oder eine Geschichte wirkende Völkerschaft und Macht gibt, die als dänische bezeichnet werden muß. Nur die Zeit, in der spätestens Dänen da sind, kann er angeben. Am sichersten kann er sich über die Landschaft äußern, die die dänische Macht

hat entstehen sehen. Schonen oder die dänischen Inseln müssen die Landschaft gewesen sein, von der aus die dänische Ausbreitung erfolgte.

2. Die dänische lev-Landschaft.

Ueber die dürftigen historischen Nachrichten hinaus reichende Aufschlüsse kann vielleicht eine Ortsnamengruppe geben, die bisher nicht erörtert wurde. Das sind die Ortsnamen mit dem Grundwort lev (leben). Die Karte ihrer Verbreitung ist eigenartig. In Schonen und auf den Inseln sind sie stark vertreten, besonders auf Seeland. In Jütland finden wir sie von Thy und Vendsyssel an bis zur alten Grenze, besonders zahlreich in der Aarhuser Gegend, nach Süden hin immer schwächer werdend. An der Westküste sind sie ganz spärlich vorhanden. Das gilt erst recht von Schleswig. Aber auch in der östlichen Landschaft Schleswigs ist ihre Zahl gering. Selbst wenn man die verschwundenen lev-Orte mitzählt, kommt man für ganz Schleswig nur auf die Zahl 25. Am stärksten sind sie in Nordschleswig bis zur Flensburger Förde hin vertreten. Die meisten lev-Orte von Hadersleben bis Harrislee hin liegen im Bereiche des alten Verkehrsweges. In Angeln gibt es nur einen lev-Ort. Der südlichste lev-Ort ist Kosel in Schwansen. Zahlen mögen das Bild eindringlicher machen. Von den 357 lev-Orten fallen auf Schonen 68, auf schwedisches Gebiet insgesamt 91 (Schonen, Halland, Westgöthland und Värend). Auf den Hundertsatz umgerechnet würde dies 25,5 v. H. ausmachen, also den vierten Teil aller Orte. Auf Seeland, Fünen, Lolland und Falster gibt es 134 lev-Orte. Das wären 37,5 v. H., mehr als der dritte Teil der Gesamtziffer. In Jütland liegen nur 107 lev-Orte, also 30 v. H. Auf Schleswig entfallen nicht mehr als 7 v. H. Das Bild ist eindeutig. Die Inseln sind eine ausgesprochene lev-Landschaft. Hier wiederum steht Seeland an der Spitze. Wenn die Dichte der lev-Siedlungen zu erkennen gibt, wo die lev-Siedler ursprünglich gesessen haben, und wenn die lev-Orte von Dänen angelegt wurden — dem schwedischen Kerngebiet sind sie ja fremd —, so wäre Seeland das Stammland der Dänen. Das Zeugnis der Ortsnamen, die Danensage und die historischen Nachrichten würden dann in gleicher Richtung sich bewegen. Für Schleswig wäre das Ergebnis, daß nur ein ganz schwacher Strom dieser lev-Siedler das Land erreicht hätte.

Aber dies darf zunächst nur als eine Möglichkeit angegeben werden. Massierung der Orte einer Gruppe braucht nicht zu bedeuten, daß man hier den Herd der Bewegung hätte. Mit ebenso großer Wahrscheinlichkeit könnte grade die Landschaft, in der die Orte gleichmäßig und in weiteren Abständen voneinander sich vorfinden, das Ursprungsgebiet sein. Hier hätte man eine in ruhiger Entwicklung gestaltete lev-Landschaft vor sich, dort eine, die durch rasche oder stürmische Landnahme gekennzeichnet wäre. Dann wäre nicht Seeland, sondern Schonen das Stammland des lev-Volkes. Seeland wäre Kolonisationsland, von wo aus die lev-Siedler sich über die Inseln ausgebreitet, auch die Ostküste Jütlands noch mit nicht unbeträchtlicher Kraft besiedelt hätten, in Schleswig aber ermattet wären.

Dieser Folgerung könnte man schwer, ja wohl überhaupt nicht ausweichen, wenn die Ortsnamenkarte mit der Siedlungsgeschichte zusammenfiele. Aber diese Gleichsetzung ist eine in den Anfängen der Ortsnamenforschung vielleicht verständliche Arbeitshypothese, heute aber ein erkannter Irrweg. Wer ihn betritt, wandert auf Pfaden, die unter dem Zwang der beobachteten Tatsachen die Forschung hat verlassen müssen. Und was er von solcher blind unternommenen Wanderung mitbringt, ist kaum noch einen Heller wert. Das mag, damit nicht nationale Befangenheit vermutet werde, an zwei Beispielen der deutschen Ortsnamenkarte gezeigt werden. Das eine ist der Zeit der ingen- und heim-Gründungen entnommen, also den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Das andere gehört dem mittelalterlichen, schon recht sichtbar vor uns liegenden Ausbau an.

In den Spuren Arnolds wandelnd, hatte man die ingen-Orte für alemannisch, die heim-Orte für fränkisch erklärt. Ganz ausnahmslos sollte zwar dieser Satz nicht gelten, aber die großen Ortsgruppenlandschaften der ingen- und heim-Orte in Südwestdeutschland glaubte man doch auf diese Weise erklären zu müssen. Wo die heim-Gruppen lagen, waren demnach Franken die Siedler; Alemannen, wo die ingen-Gruppen entstanden. Doch nun wurden das Elsaß und Lothringen ein siedlungsgeschichtliches Rätsel. Im elsässischen oberrheinischen Gebiet begegnen uns ja weithin die angeblich fränkischen heim-Orte; im lothringischen Stufenland, im Saargebiet, in Luxemburg und in der Trierer Landschaft sind die ingen-Orte, also vermeintlich alemannische Gründungen, ein kennzeichnendes Merkmal der Kulturlandschaft. Im oberrheinischen Elsaß hätten demnach Franken sich niedergelassen und eine weite Landschaft besetzt. In der eben bezeichneten Mosel-Saarlandschaft wären Alemannen die Siedler gewesen, die nun auch in den Ortsnamen der Landschaft den Stempel aufgeprägt hätten. Das aber würde die tatsächlichen Vorgänge umkehren. Unmißverständliche historische Nachrichten lassen uns wissen, daß die elsässischen heim-Landschaften alemannische Landnahme gesehen haben. Die Ortsnamen können diese Tatsache nicht entkräften. Die alemannische heim-Landschaft ist darum nicht eine fränkische Siedlungslandschaft, sondern ein alemannisches Landnahmegebiet, in dem die Ortsnamen unter den Einfluß der von den Franken bevorzugten, aber ihnen nicht eigentümlichen heim-Benennung geraten sind. Das überrascht den nicht, der beobachtet hat, wie weich und darum wie leicht knetbar die Ortsnamen anfänglich sind. Dort, wo verschiedene Sprachen aufeinanderstoßen, waren die Ortsnamen lange in Bewegung, ehe die Erstarrung eintrat. In manchen Grenzsäumen ist sie heute noch nicht erfolgt, ringen also immer noch zwei Sprachen, jede eine Trägerin und Quelle eigener Kultur, um die Entscheidung. Daran wird sofort deutlich, daß die Grenzen der Ortsnamenkarte nicht mit der jeweiligen Landnahme, also dem ursprünglichen Volksboden, zusammenzufallen brauchen. Das eben angedeutete Ringen hat ja mit dem Vorgang der Landnahme und ihrer Begründung des Volksbodens nichts zu tun. Es beginnt erst nach erfolgter Landnahme und zieht seine Kraft aus der Volkskultur des Mutterbodens oder allgemeiner noch, aus dem dort

herrschenden kulturellen Leben. Die Ortsnamenlandschaft tritt darum unter die Einwirkung der aufeinander stoßenden Kulturen. Die Gegebenheiten des Volksbodens werden zu einem Problem des Kulturbodens. Die Grenzen der Ortsnamenkarte sind das Ergebnis eines kulturellen Ausgleichskampfes, nicht also Grenzen der Landnahme. Daß das fränkische Siedlungsgebiet tief ins heutige Frankreich hineingereicht hat, weit über die heutige Sprach- und Ortsnamengrenze hinaus, ist unbestreitbar. Und Frankreich war nicht nur fränkischer Herrschafts-, sondern auch wachsender fränkischer Siedlungsboden, germanisch dichter besiedelt als z. B. die hinter dem fränkischen Herzland liegenden flandrischen und niederländischen Gebiete oder selbst die Rheinlande. Aus der starr gewordenen, also gegenwärtigen Ortsnamenkarte kann dies nicht abgelesen werden. Sie grade hat ja die falsche Behauptung gestützt, daß die merowingische Reichsgründung eine dynastisch-militärische Schöpfung gewesen sei. Sie weckte des weiteren die merkwürdige Vorstellung, daß die herrschenden Franken in abgelegenen, verkehrsschwachen und ärmeren Gegenden sich niedergelassen hätten. Eine nicht ganz unbeträchtliche Zahl von Ortsnamen zeugt ja von fränkischen Siedlungen südlich und westlich der Sprachgrenze. Die archäologische Forschung hat aber sicher nachgewiesen, daß fränkische Niederlassungen auch dort bestanden haben, wo heute ein romanisches Ortsnamenbild uns begegnet. Hier also ist der romanische Gegenstoß so erfolgreich gewesen, daß auch in den Ortsnamen keine Erinnerung mehr an die fränkischen Gründungen geblieben ist. Ihre Namen sind verschwunden. Nur in den entlegeneren Gegenden haben sie sich als Relikte, als Ueberbleibsel eines einst großen Bestandes halten können. Die heutige Grenze ist also eine Rückzugslinie, das Ergebnis eines Generationen währenden kulturellen Ausgleichskampfes, nicht aber die Linie, bis zu der die fränkische Landnahme erfolgt und das Blut des fränkischen Volksstammes geströmt wäre. Das urspüngliche Siedlungsbild wird also von der Ortsnamenkarte geradezu verschleiert.

Ein verwandter Vorgang erklärt die heim-Landschaft im Elsaß. Sind auch heim und ing gemeingermanische, also nicht auf bestimmte Stämme beschränkte Grundwörter der Ortsnamen, so sehen wir doch in bestimmten Siedlungsräumen eine Vorliebe für das eine oder andere Grundwort. Im mittleren und oberen Neckargebiet und auf der Alb, von wo die Alemannen über den Schwarzwald gingen, beherrschen die ingen-Orte den alten Siedlungsboden beinahe vollständig. Warum die Alemannen, als sie die oberrheinische Ebene erreichten, zur heim-Benennung hätten übergehen sollen, ist unerfindlich. Um so mehr, als in der angrenzenden Schweiz wieder die ingen-Orte vorkommen. Von fränkischer Massenkolonisation in der oberrheinischen heim-Landschaft ist nichts bekannt. Wir müssen also annehmen, daß die im Elsaß sich niederlassenden Alemannen ingen-Orte gründeten, wie in der benachbarten Schweiz. Wenn dennoch das Elsaß eine heim-Landschaft wurde wie keine andere im deutschen Sprachgebiet, kann nur die fränkische Eroberung, die Eingliederung des alemannischen Elsaß in den fränkischen Macht- und Kulturbereich den Vorgang erklären.

In der weiten ingen-Landschaft entstand nach der Landnahme unabhängig von der Herkunft der Siedler unter neuen Umständen auf dem Wege über zeitweilige Doppelbenennungen im allmählichen Ausgleich eine geographisch geschlossene heim-Landschaft. Verhältnismäßige Geschlossenheit des Siedlungsraumes, Verkehrslage und kulturelle Einwirkungen haben den Uebergang von einem Typ zum anderen ermöglicht und verursacht. Die ingen-Gruppe in der Mosel-Saarlandschaft zeigt den umgekehrten Ausgleich. Ein ähnlicher Vorgang hat für die scheid- und seifen-Namen, Benennungen mittelalterlicher Ausbauorte in der mittelrheinischen Landschaft, sehr anschaulich nachgewiesen werden können. Diese recht stark geschlossene Gruppe verdankt weder einer raschen Massenkolonisation ihren Ursprung, noch ist sie von Siedlern gleicher Herkunft begründet worden. Die Verkehrsbeziehungen und einheitliche Kultureinflüsse, unter denen die Gegend zur Zeit der Ortsgründungen stand, sind von Steinbach als Träger der Ausbreitung erkannt worden. Sie haben die Ortsnamengruppe „ausreifen" lassen.

Diese Vorgänge in der ober- und mittelrheinischen Landschaft und in der romanisch-fränkischen Brandungszone, die ganz unabhängig von einander in verschiedenen Räumen und zu verschiedenen Zeiten stattgefunden haben, darf man natürlich nicht aus den Augen verlieren, wenn man nordeuropäischen Boden betritt. Sie wollen als aufschlußreiche Analogien beachtet bleiben; dies um so mehr, als das auf diesen Boden fallende Licht unvergleichlich schwächer ist als das über die Rhein- und Marnelandschaft ausgebreitete Licht. Die zahlreichen lev-Orte Seelands könnten darum sehr wohl Zeugen eines über eine längere Zeit sich erstreckenden Ausgleichs- und Reifevorgangs sein. Sie als Zeugen einer in kurzer Zeit erfolgten Massenkolonisation anzusprechen, ist ebenso wenig nötig wie die Annahme, daß sie von der Urheimat der lev-Siedler Kenntnis geben. Solange ergänzende und einwandfreie historische Nachrichten fehlen, ist es nicht möglich, aus dem Befunde der Ortsnamenkarte, die ja nur das schließliche Ergebnis aufweist, nicht aber die Stufen der Entwicklung, ein geschichtlich ganz zuverlässiges Bild zu gewinnen. Die zwei zuletzt erwähnten Annahmen sind möglich, wenn nur der Befund der Ortsnamen dieser Landschaft gelten soll. Aber vor welcher Schranke wir hier sofort stehen, wissen wir. Geschichtlich wahrscheinlicher ist darum, daß wir es mit einem langsam vollzogenen Ausgleich zu tun haben.

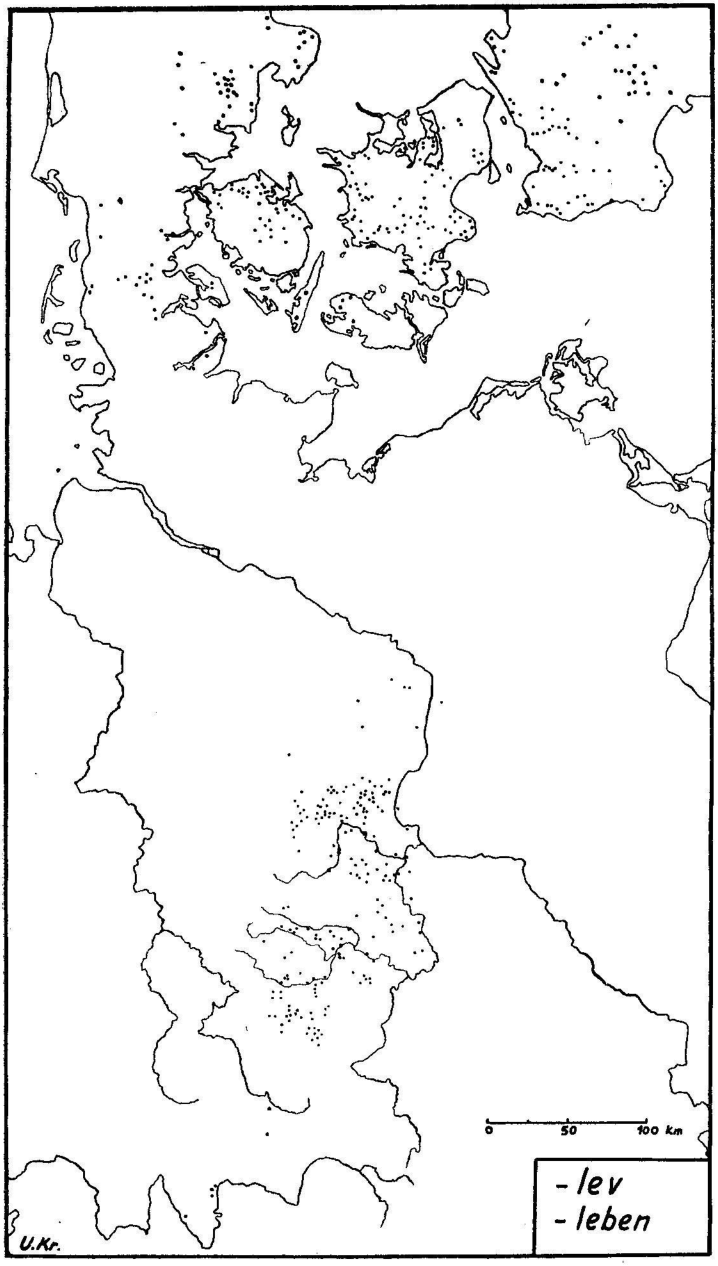
Die historische Ursache läge auch nicht fern. Auf Seeland lag der dänische Königssitz Ledra oder Lejre. Seeland war das Kraftfeld der dänischen Macht, des von der Sage Witheslev genannten dänischen Reiches. In dieser geschlossenen, den nächsten Bereich der dänischen Macht darstellenden Landschaft konnte ein ausgesprochenes lev-Gebiet entstehen, ohne daß es Ursprungsland der lev-Siedler zu sein oder besser dänischer Massenkolonisation sein Gepräge zu verdanken brauche. Der Angabe des Jordanes, derzufolge die Dänen von der skandinavischen Halbinsel herkamen, darf darum gern Vertrauen entgegengebracht werden. Irgendwann in der späten Völkerwanderungszeit wäre also Seeland dänischer

Herrschaftsbereich und Siedlungsgebiet geworden. Verglichen mit anderen Bildungen desselben Zeitalters, etwa mit denen der Sachsen und Franken, wäre dies ein immerhin schon späterer, aber doch noch ein in die Zeit der Völkerwanderung gehörender Vorgang. Man kann das Emporkommen einer dänischen Macht am Sunde nicht mit der Bemerkung volksgeschichtlich bagatellisieren, daß nur ein neuer Name für eine seit alters vorhandene Wirklichkeit gebildet worden sei, darum „vor" und „seit" Arilds Zeit aufs Gleiche hinauskomme. Das ist gewiß ein sehr bequemes Mittel, Eigenbildungen der Geschichte zu verschleiern und neue Kräfte, die Neues formen und gestalten, um ihre Eigentümlichkeit zu bringen. Warum diese anscheinend als tiefsinnig geltende Erkenntnis auf die Dänen beschränkt bleiben soll, wäre rätselhaft, wenn nicht die Absicht durchschiene, alles als urdänisch in Anspruch zu nehmen, was im dänischen Herrschaftsbereich siedelt. Was hier von den Dänen gesagt wird, könnte mit dem gleichen Recht von den Sachsen, Friesen, Franken, Alemannen und anderen gelten. Diese Wege würden schließlich uns alle in die urgermanische Heimat führen. Zu beklagen wäre es ganz gewiß nicht, wenn alles, was germanischen Geblüts ist, im Bekenntnis des Mannusliedes sich zusammenfände. Aber die reich bewegte, Völker und Volkstümer schaffende Geschichte der germanischen Welt bliebe dennoch bestehen, und mit ihr die Aufgabe, sie historisch zu begreifen. Die dänische Gründungssage, obwohl Sage, verrät ein tieferes geschichtliches Verständnis der Anfänge des dänischen Landes und Volkes, als es jenen eignet, die den Namen wie eine Bagatelle glauben betrachten zu dürfen. Der Name war nie bedeutungslos. Er ist es heute nicht. Er war es vollends nicht in frühgeschichtlicher Zeit. Im neuen Namen findet eine eigene geschichtliche Wirklichkeit ihren Ausdruck. Mit der Dänenmacht am Sund und Belt ist eine neue Schöpfung erstanden, die wie jede echte politische Macht eigene gestaltende Kräfte in sich birgt und ihnen Form und Ausdruck zu geben unternimmt. Niemandem kommt es wohl in den Sinn, den sächsischen Namen lediglich als eine neue bedeutungslose Benennung etwa der Chauken, Ampsivarier, Angrivarier und Cherusker zu beschreiben. Theodosius, von Römern und Rhomäern als der große Schrecken Saxoniens gefeiert, wußte, daß er vor einer eigenen militärischen und politischen Macht stand. Sie war mehr als nur die Summe älterer Gruppen, Völkerschaften und Stammessplitter. Mochte das politische Gefüge der neuen Erscheinung noch so locker sein, so fällt sie doch aus dem Rahmen des taceteïschen Germaniens heraus. Wem könnte es einfallen, jetzt noch von Chauken und Cheruskern zu reden? Zu offenkundig ist, daß der neue Name eine neue Macht mit eigenem Leben darstellt. Und die unter ähnlichen geschichtlichen Voraussetzungen stehende, auch noch der Völkerwanderungszeit angehörende dänische Schöpfung am Sunde soll wie eine Ausnahme zu behandeln sein und gleichsam wie ein autochthones Gebilde gewürdigt werden dürfen? Volksgeschichte dieser Art ist nicht viel besser als rationalistische Geschichtschreibung. Die Dänen sind kein Urvolk, sondern eine Schöpfung der späten Völkerwanderungszeit. Natürlich lebt germanisches Blut in ihnen fort. Als aber die Dänen-

herrschaft am Sunde begründet wurde, war der Anfang einer Eigenbildung gemacht, die, wenn sie Bestand hatte und sich ausdehnte, dem ihr eigentümlichen Leben andere unterwarf, sie von ihrer Entwicklungsbewegung ablenkte und, wenn die neue Kraft stark genug war, in den dänischen Lebenskreis einschmolz. Auf den Inseln ist dies anscheinend rasch geschehen. Von den Herulern hören wir nichts mehr, so wenig wie von den Chauken auf sächsischem Boden. In den lev-Landschaften der Inseln spiegelt sich dieser Vorgang.

3. Die mitteldeutschen leben-Orte.

Wir haben die lev-Orte als eine dänische Benennung in Anspruch genommen. Ihre Fülle auf altem dänischen Boden und ihr Fehlen in den altschwedischen Landschaften gestatten schwerlich eine andere Annahme. Sie liegt jedenfalls am nächsten. Gemeingermanisch wie die ing- und sted-Orte sind sie auf keinen Fall. Dennoch darf der Zweifel laut werden, ob wirklich die lev-Orte so eng mit den Dänen verbunden werden dürfen, wie dies soeben geschehen ist. Denn auch auf deutschem Boden gibt es eine ganz ausgeprägte lev-Landschaft (vgl. Karte Nr. 3). Nicht in Schleswig, sondern davon weit entfernt in Mitteldeutschland. In der Magdeburger Börde und im Thüringischen sind die lev-Orte massenhaft vertreten. Jenseits des Thüringer Waldes gibt es nur einige wenige, gleichsam verlorene Posten im Maingebiet. Nach Westen hin ist die Oker die Grenze, nach Osten das Slawenland. Einer der nördlichsten lev-Orte ist Fallersleben, der bekannteste Eisleben, Luthers Geburts- und Sterbestadt. Mitteldeutschland, und hier wiederum die Harzlandschaft, steht also in einem eigenartigen Verwandtschaftsverhältnis zu den dänischen Kernlandschaften, soweit die Ortsnamenkarte in Betracht kommt. Desgleichen ist eigenartig, daß ein breiter, von lev-Orten leerer Gürtel den südlichsten lev-Ort des Nordens, Kosel (Koselev) in Schwansen, vom nördlichsten lev-Ort des Südens, Fallersleben in Hannover, trennt. Der Gürtel ist ungefähr 250 km breit. Man kann diesen lev-leeren Gürtel kaum damit erklären, daß nach Begründung der lev-Orte das Land von der Ostseeküste bis ungefähr zur Höhe von Fallersleben slawisch wurde, die germanischen lev-Namen also von slawischen Benennungen verdrängt wurden. An und für sich wäre eine solche Erklärung möglich. Es mag auch sein, daß die Karte der leben-Namen weiter gen Norden und Osten gereicht hat, als es heute der Fall ist. Das würde dann heißen, daß tatsächlich leben-Orte auf später slawischem Boden gelegen hätten, aber verschwunden wären. Aber selbst wenn diese sehr wohl mögliche Annahme geschichtlich zuträfe, wäre immer noch keine ausreichende Erklärung gegeben. Eine lev-leere Zone in einer Breite von ungefähr 250 km würde dennoch bestehen bleiben. Denn auch in den nie von slawischer Besiedlung erreichten Gebieten Holsteins und Hannovers fehlen die leben-Orte. Die Unsicherheit, die der slawische Einbruch weckt, hat demnach wenig zu bedeuten. Wir dürfen sie vernachlässigen. So stehen wir vor der Tatsache zweier lev-Kernlandschaften, die räumlich weit aus-



Nr. 3. Mitteldeutsche und dänische lev-Orte.

einander liegen. Die Entfernung ist so groß, daß man zunächst nicht geneigt ist, ursächliche Zusammenhänge anzunehmen.

Aber die Ortsnamenkarte verdankt nicht dem Spiel des Zufalls ihr Gesicht, so wenig wie die Sprache. Die leben-Landschaft ist so geschlossen und so einzigartig in der Ortsnamenkarte Deutschlands, daß sie aus den sonst bekannten Voraussetzungen der Ortsnamenbewegung auf deutschem Boden nicht erklärt werden kann. Will man auf ihn sich beschränken, so bliebe in der Tat nichts anderes übrig, als auf den Zufall zurückzugreifen. Dazu entschließt sich der Historiker erst, wenn er in äußerster Verlegenheit sich befindet. Ja, lieber als dies wird er feststellen, daß er vor einer Tatsache steht, die der historischen Erklärung spottet und vorläufig nur hingenommen werden kann. Ein solcher Verzicht wäre aber hier verfrüht. Schon längst hat man die Nötigung empfunden, aus der thüringischen leben-Landschaft den Blick gen Norden zu richten. Man machte auf „das Gesetz der Angeln und Warnen, d. h. der Thüringer" aufmerksam. Dies „Gesetz" ist in der karolingischen Zeit bezeugt. So hieß es denn, daß die leben-Orte anglische Orte seien. Die Karte des Ptolemäus konnte dies anscheinend bestätigen. Denn ihr zufolge lagen die Wohnsitze der Angeln im Thüringischen. Wenn nun aber diese Angabe falsch war? Die Ptolemäische Landkarte Germaniens enthält offenkundige Irrtümer; selbst dort, wo die Landschaften den Römern bekannt waren. Die Angaben über das innere Germanien könnten darum vollends fehlerhaft sein. Zudem ist Angeln in taciteïscher Zeit als seegermanische Landschaft geschildert worden. Wo genauer wir sie suchen müssen, mag eine offene Frage bleiben, aber als eine Landschaft im Inneren Germaniens hat Tacitus sie jedenfalls nicht beschrieben. Die Vermutung, daß Ptolemäus uns falsch unterrichtet, kann darum nicht mit leichter Hand zurückgewiesen werden. Schließlich ist auch das Zeugnis aus der karolingischen Zeit so spät, daß es ernstlich nicht ins Gewicht fallen kann, wenn man wissen will, was ungefähr ein halbes Jahrtausend früher war. Mit dem „Gesetz der Angeln" und mit Ptolemäus gelangt man also nicht auf einen auch nur einigermaßen festen historischen Boden.

Wahrscheinlicher wäre eine andere Annahme. Haben die Angeln sich an der Völkerwanderung beteiligt, so könnte eine Gruppe sich nach Süden begeben haben, während die andere über die Nordsee fuhr. Das wäre denkbar. Bezeugt ist es freilich nicht. Doch dies wäre nicht ausschlaggebend. Denn bezeugt ist arg wenig für jene Jahrhunderte. Es sind ja nur einige wenige Trümmer auf uns gekommen. Die weitere Folgerung wäre nun, daß die gen Süden wandernden Angeln sich in der thüringischen Landschaft niedergelassen und den von ihnen gegründeten Orten Namen gegeben hätten, wie sie in der Heimat üblich waren. Auf diese Weise seien die leben-Namen nach Thüringen gekommen. Das wäre eine mögliche Vermutung. Aber von wo hätten die Angeln die leben-Namen mitgebracht? Wir kennen keine leben- oder lev-Landschaft, in der die Angeln gesiedelt hätten. Es sei denn, daß wir die Wohnsitze der Angeln auf den dänischen Inseln oder an der Ostküste Jütlands suchen dürften. Das

aber ließe sich nie rechtfertigen. Also hätten die Angeln die leben-Namen nicht mitgebracht, und wir ständen wiederum vor einem Rätsel oder vor dem Zufall, dem wir doch aus dem Wege gehen wollten. Nicht einmal aus der heute noch Angeln genannten Landschaft in Schleswig könnten die Angeln, wenn denn überhaupt sie nach Thüringen gewandert wären, die heimische Benennung mitgebracht haben. Denn auf der ganzen Halbinsel Angeln gibt es nur einen einzigen lev-Ort. War der Brauch, den Orten einen Namen mit dem Grundwort lev zu geben, bei den Angeln üblich, so müßte man erwarten, daß dort, wo die Angeln ihr Stammland hatten, die lev-Orte einigermaßen zahlreich waren. Das Gegenteil trifft zu. Der eine lev-Ort Angelns erinnert an die Schwalbe, die keinen Sommer macht. Auch die Auswanderung der Angeln wäre kein Gegenbeweis. Denn die Angeln haben so wenig wie die Sachsen auf einmal insgesamt ihr Land verlassen, auch nicht Ostanglien auf der britischen Insel zu einer lev-Landschaft gemacht. Die Angelnhypothese führt also in eine Sackgasse, wenn die thüringische leben-Landschaft geschichtlich erklärt werden soll.

Vielleicht wird es überhaupt nicht möglich sein, die mitteldeutsche leben-Landschaft mit einem der aus der Völkerwanderungszeit bekannten Völkernamen in sichere Verbindung zu bringen. Die Zweifel nagen an jeder Annahme, mag sie als Vermutung oder als Gewißheit vorgetragen werden. Es scheint freilich, als besäßen wir eine geschichtliche Nachricht von entscheidender Bedeutung. Ungefähr in die Zeit, in der die Dänen in das geschichtliche Blickfeld eintreten, und der wir auch die ältesten lev-Orte zuweisen müssen, fällt ein Brief, den der Ostgotenkönig Theoderich an die Könige der Heruler, Warnen und Thüringer geschrieben hat (etwa 501 n. Chr.). Der Brief führt uns an die Zeit heran, als nach Prokop die Heruler in neuer Bewegung waren und als die dänische Macht sich bildete. Auch geographisch scheint er so genaue Angaben zu enthalten, daß das Siedlungsgebiet der hier erwähnten Heruler und Warnen in Mitteldeutschland gesucht werden dürfte. Anscheinend werden ja die Warnen und Heruler als Nachbarn der Thüringer vorausgesetzt. Das östlich der Saale bezeugte Werinofeld könnte dies bestätigen. Nun auch stünden wir vor Siedlern aus dem Norden — denn wenigstens die Heruler stammen von dort —, vermutlich aus Südschweden, Halland und Blekinge. Die Herkunft der Warnen aber bleibt umstritten. Schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. könnten sie an der Weichsel gesessen haben. Dorthin sollen sie von Norwegen her eingewandert sein. Doch die Annahme einer norwegischen Heimat der Warnen ist kaum sicherer begründet als die wohl immer noch herrschende Auffassung, daß sie aus dem Sundewitt gekommen wären. Auch hätten sie von dorther keine lev-Namen mitgebracht. Denn Sundewitt ist keine lev-Landschaft. Zudem würde eine so frühe Auswanderung vor der Zeit der lev-Gründungen liegen. Wann und wie die Warnen nach Mitteldeutschland gekommen wären, wissen wir nicht. Wir könnten nur erschließen, daß es im Laufe der Völkerwanderung geschehen sein müßte. Denn die älteren Nachrichten über die Warnen weisen nicht nach Thüringen.

Aber müssen wir die Sitze der Heruler und Warnen in Mitteldeutschland suchen? Weil Theoderich seinen Brief an die Könige der Heruler, Warnen und Thüringer richtete, wurde angenommen, daß Heruler und Warnen den Thüringern benachbart waren. Und da, was als selbstverständlich gilt, die Sitze der Thüringer in Mitteldeutschland lagen, war auch entschieden, wo die von Theoderich angeredeten Könige der Warnen und Heruler ihren Herrschaftsbereich hatten. Aber Theoderichs Brief ist ein Rundschreiben, ein an verschiedene Empfänger gerichtetes gleichgeartetes Schreiben. Gewiß können die Empfänger Nachbarn sein. Sie können aber auch weit voneinander wohnen. Der Beispiele diplomatischer gleichgearteter und gleichlautender Rundschreiben an Empfänger, die einander weit entfernt sind, gibt es unzählige. Die gemeinsame Adresse, die übrigens nur in der Fassung Cassiodors bezeugt ist — das oder die Originalschreiben besitzen wir nicht —, beweist also nicht die Nachbarschaft der Empfänger. Dann aber zerbricht die bisher festeste Stütze für die Annahme eines herulischen und warnischen Reiches in Mitteldeutschland um die Wende des 6. Jahrhunderts. Die Sicherheit, mit der die leben-Orte Thüringens auf Warnen oder Heruler zurückgeführt worden sind, um von den Angeln zu schweigen, dürfte demnach nicht zu rechtfertigen sein. Vollends nicht, wenn Theoderichs Brief überhaupt nicht in die mitteldeutsche Gegend weist. Ludwig Schmidt hat mit beachtenswerten Gründen niederrheinische germanische Könige als Empfänger des Briefes festgestellt. Der im Rundschreiben angeredete König der Thüringer wäre darnach der König der Thüringer in der Maasniederung. Die Heruler wären die West-Heruler, die Warnen ebenfalls ein im Westen, im niederrheinischen Raum sitzender Verband. Trifft dies zu, so hätten wir zwar es mit benachbarten Königen im Rundschreiben Theoderichs zu tun, aber mit einer ganz anderen Landschaft als der mitteldeutschen.

Als Stütze für die historische Erklärung der thüringischen leben-Landschaft versagt also der Brief Theoderichs. Sind auch die Heruler nordischer Herkunft, könnten vielleicht auch noch die Warnen irgendwann vor der Zeitenwende für den Norden in Anspruch genommen werden, so besteht doch keine Nötigung, sie mit Mitteldeutschland in Verbindung zu bringen. Nirgends erreichen wir einen sicheren Grund. Die thüringischen leben-Orte bleiben rätselhaft. Immer noch können wir nur die auffallende Verwandtschaft mit den nordischen leben-Namen feststellen. Diese Tatsache bleibt. Und sie ist so augenfällig, daß sogar die gleichen Bestimmungswörter sich finden. Im Mansfelder Seekreis und im Kreise Ballenstedt liegen die Orte Alsleben, auf der dänischen Insel Falster begegnen wir einem Alslev. Einem Baderslev in Thy entspricht Badersleben im Kreise Oschersleben, einem Fallerslev auf Mors Fallersleben im Kreise Gifhorn. Im Kreise Sondershausen gibt es ein Gundersleben, auf Seeland ein Gunderslev. Haslev im südwestlichen Seeland und in Schonen finden wir in Haßleben im Kreise Templin wieder. Hathereslewe, im 12. Jahrhundert bezeugt (Hedersleben, Kr. Aschersleben?), erinnert an Hadersleben in Nordschleswig. Der Kreis Gotha kennt ein Ingersleben;

den gleichen Namen weist Ostjütland in der Gegend von Aarhus auf. Die Uebereinstimmung ist vollständig. Sie für zufällig zu halten, fällt sehr schwer. Wahrscheinlicher als der Zufall bleibt ein ursächlicher Zusammenhang. Hier wiederum ist Beeinflussung vom Norden wahrscheinlicher als ein umgekehrter Einfluß. Denkbar wäre freilich auch eine Beeinflussung des Nordens durch den Süden. Dann wäre das thüringische leben-Gebiet das Ursprungsland der lev-Orte. Das ist in der Tat behauptet worden. Als die Heruler abzogen, hätten sie die lev-Namen nach dem Norden mitgebracht. Daß aber die Heruler die große nordische lev-Landschaft begründet hätten, ist nicht nur unwahrscheinlich, sondern auch durch keine historische Beobachtung zu beglaubigen. Kaum wieder im Norden, verschwinden die Heruler aus der Geschichte. Zudem steht und fällt die Annahme einer Bewegung der lev-Namen von Süden nach Norden mit der Existenz eines großen Herulerreiches in Mitteldeutschland. Dessen Existenz ist aber mehr als fraglich. Man muß darum, will man nicht den unwahrscheinlichen Zufall gelten lassen, die Heimat der lev-Benennung im Norden suchen.

4. Geschichtlicher Zusammenhang von deutscher und dänischer lev-Landschaft.

Zweierlei ist nun möglich. Die Verwandtschaft der beiden lev-Landschaften kann in Wanderung oder in Kulturanleihe begründet sein. Doch die Annahme einer bloß kulturellen Anleihe dürfte schwerlich eine ausreichende Erklärung sein. Es würde ja die geographische Brücke fehlen. Warum nur und gerade in diesem Teile Mitteldeutschlands eine nordische Kulturanleihe in der Ortsnamengebung stattfand, nicht aber in dem Norden näher liegenden Gebieten, bliebe rätselhaft. Daran zu erinnern, daß kulturelle Anleihen die Räume überspringen können, würde nicht genügen. Vielmehr müßte durch historisch greifbare Beobachtungen oder Ueberlegungen gerade dieser Sprung glaubhaft gemacht werden. Wir haben ja, wie E. Schröder gezeigt hat, noch andere nordische Erscheinungen im deutschen Ortsnamenbild, z. B. die wedel-Orte. Im Grundwort steckt vadill, das nordische Wort für Furt, dem z. B. die Stadt Verden ihren Namen verdankt (vgl. Oxford in England). Auch hier wäre die Annahme bloß einer Kulturanleihe recht unbefriedigend. In Schleswig, wo doch in erster Linie eine solche Anleihe zu erwarten wäre, sind die wedel-Namen etwas Seltenes. Häufiger sind sie im Holsteinischen, im Lüneburgischen und in der Altmark bis zur Jeetze. Darf es wirklich als wahrscheinlich gelten, daß der Ursprung dieser nordischen Namengebung eine Kulturanleihe war? Verwandte Namen im Gardariki und im Stromgebiet der Weichsel erklärt man doch nicht mit kulturellen Anleihen. Ebenso wenig die Torpe und Tofte in der Normandie. Und dies mit sehr guten Gründen. In all diesen Namen spiegelt sich die Wikingerzeit mit ihren Niederschlägen. Aber die Ursprünge der lev- und wedel-Namen sollen unter anderen geschichtlichen Voraussetzungen gestanden haben? Etwa auch die von Holstein bis zum Harz sich findenden Namen mit dem durch und durch skan-

dinavischen Grundwort klint? Was konnte Anlaß geben, dem eigenen Sprachgebrauch schon längst verlorengegangene oder fremde Wörter in der Form einer Kulturanleihe für die Benennung von Neugründungen zu übernehmen? Noch dazu über weite Räume hinweg. Es müßten schon recht greifbare Tatsachen angegeben werden, wenn hier die Annahme einer kulturellen Anleihe gerechtfertigt werden soll. Die Uebertragung durch Wanderung ist sehr viel wahrscheinlicher. Es wäre genau der gleiche Vorgang wie in den angelsächsischen Reichen Britanniens, in den keltoromanischen Gebieten Nordfrankreichs und in anderen von der germanischen Völkerwanderung betroffenen Landschaften des Abendlandes. Rätselhaft ist hier nichts. In der Wikingzeit hat sich der Vorgang wiederholt. Die nordischen Ortsnamen auf den Orkaden und Shetlandsinseln sind nicht durch Kulturanleihe, sondern durch Zuwanderung entstanden. Die Herkunft der lev-Siedler aus dem nordischen Bereich muß darum so lange als die wahrscheinlichste Lösung des lev-Problems gelten, als nicht die umgekehrte Bewegungsrichtung oder bloße Kulturanleihe nachzuweisen oder doch einigermaßen glaubhaft zu machen ist.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß die ganze mitteldeutsche leben-Landschaft nordisches oder gar dänisches Siedlungsgebiet gewesen wäre. Bei dem Mangel an zuverlässigen, einwandfreie Angaben enthaltenden historischen Quellen müssen wir uns mit der Annahme begnügen, daß nordische Scharen sich in Mitteldeutschland festgesetzt haben. Namen können wir nicht angeben, jedenfalls nicht mit der erwünschten Bestimmtheit. Die anschaulichste Analogie liefern die Vorgänge in der frühen Wikingzeit. Die schon recht späten, etwa der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts angehörenden wedel-Namen anders zu begreifen, wird schwer möglich sein. Der Vergleich mit den russischen vad-Orten liegt zu nahe. Und die Wikingzeit beginnt nicht erst mit den Ueberfällen auf die nordenglische Küste im letzten Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts. Diese lediglich aus der zufälligen literarischen Ueberlieferung schöpfende Auffassung ist unhaltbar geworden, seitdem die archäologische Forschung ergänzende Quellen erschlossen hat. Wann die Völkerwanderung aufhört und die Wikingzeit beginnt, ist schwer genug zu entscheiden, wenn der Blick auf die Bewegungsformen fällt. Schon die in den pontischen und ägäischen Gewässern heerenden Heruler könnten als Wikinger gezeichnet werden; desgleichen die die gallische und britische Küste beunruhigenden Sachsen. Die „Eroberung" der Orkaden und Shetlandsinseln ist bäuerliche Landnahme wie die sächsische Kolonisation in Britannien. Auch aus dem Ostseegebiet, aus dem Bereich des finnischen Meerbusens, könnten Beispiele angeführt werden. Daß man die aus der Wikingzeit bekannten Erscheinungen, Fahrten über See, Festsetzung und beginnende Landnahme nicht in den Landschaften südlich der Ostsee suchte, hängt doch nur damit zusammen, daß die Forschung nur dem „West"- und „Ostweg" ihre Aufmerksamkeit schenkte, aber nordische Vorstöße oder Einbrüche auf einem „Südweg" unbeachtet ließ. Als ob die fast in Sehweite liegende südliche Küstenlandschaft der Ostsee den schon vor dem 9. Jahrhundert ausgreifenden nordischen Scharen hätte fremd

bleiben müssen. Aus den Bewegungsformen der Wikingzeit werden die ungefähr der Zeit der Landnahme auf den Orkaden angehörenden deutschen wedel-Orte unschwer verständlich. Allerdings besitzen wir keine historischen Nachrichten, die uns davon Kunde gäben, daß „Wikinger" oder nordische Seefahrer in der deutschen wedel-Landschaft sich festgesetzt hätten, also eine nordische „Invasion" stattgefunden hätte. Doch das ist belanglos. Auch von der ältesten nordischen Landnahme auf den Orkaden und Shetlandsinseln wissen wir nichts durch schriftliche Ueberlieferung. Und dennoch ist sie eine Tatsache. Ortsnamen und archäologische Funde beglaubigen sie ganz sicher. So sind denn die wedel-Orte auf deutschem Boden kein historisches Rätsel.

Aehnlich haben wir uns den Ursprung der leben-Orte vorzustellen. Scharen, nicht Völker waren die Gründer. Mit großen Zahlen zu rechnen, ist darum von vornherein ausgeschlossen. Selbst die Begriffe der Eroberung und Landnahme wird man hier mit größter Vorsicht anwenden. Sichtbare Zeichen einer Herrschaftsbildung wie später im Burgenreich der Waräger oder im Reiche Thorgisls auf Irland hat es allem Anschein nach nicht gegeben. Wir werden, da nun einmal die leben-Orte kaum anders als vom Norden her geschichtlich erklärt werden können, annehmen müssen, daß nordische Scharen sich in der Magdeburger Börde festgesetzt haben, wie später andere zwischen Oste und Jeetze; aber als Siedler ohne eigene, in einem Herrschaftsraum wirksam werdende politische Macht, und viel zu schwach an Zahl, um eine größere Landschaft kolonisatorisch zu durchdringen. Sie mußten, wie die wedel-Siedler, verlorene Posten des Nordens auf südgermanischem Boden werden. Von ihrer „Landnahme" redet keine schriftliche Quelle; nur die leben-Namen gestatten eine dahin zielende Schlußfolgerung. Aber die deutsche leben-Landschaft als Ganzes war nie nordisches Siedlungsgebiet. Trifft zu, was über die ältesten leben-Siedler gesagt war, so wehrt schon dies der Annahme einer ausgedehnten Kolonisation. Aber auch die leben-Karte selbst läßt erkennen, daß sie langsam, bis in die christliche Zeit gewachsen ist. Ein Teil der mitteldeutschen leben-Orte ist erst nach der Christianisierung des Landes gegründet worden, wie Bischleben (Bischofesleiben) im Kreise Gotha und Paaschleben in Anhalt. Auch für die thüringische leben-Landschaft gilt, was am mittelrheinischen scheid- und seifen-Gebiet oder an der oberrheinischen heim- und ingen-Landschaft erkannt wurde. Sie hat sich, nachdem die lev-Benennung fußgefaßt hatte, ohne Rücksicht auf die Herkunft der Siedler ausgedehnt. Auch hier fällt die Ortsnamengrenze der Karte nicht mit der ursprünglichen Siedlungsgrenze zusammen. Was wir den Kulturboden nannten, tritt auch hier in die Erscheinung. Die Verbindung mit der ursprünglichen Siedlerschicht war längst zerrissen, als die späteren leben-Orte gegründet oder benannt wurden. Nur im wandernden Namen lebte die Erinnerung an jene, die ihn ins Land gebracht hatten.

5. Die lev-Orte im schleswigschen Siedlungsbild.

Als wir der deutschen leben-Landschaft uns zuwandten, haben wir uns von Schleswig weit entfernt. Nicht zum erstenmal. Wer die Geschichte des schleswigschen Volksbodens mit Hilfe der Ortsnamen aufzuhellen trachtet, kann weder vor der Königsau noch vor der Eider haltmachen. Die Eider nicht zu überschreiten, wäre ein Fehler, der noch ärger sich auswirken würde, als wenn man am Süduser der Königsau stehenbliebe. Als vor Jahren in einer groß angelegten Arbeit H. V. Clausens über die dänischen Ortsnamen der Leser aufgefordert wurde, mit dem Verfasser in einen Fesselballon zu steigen und sich hochtragen zu lassen, bis die Eider am Horizonte sichtbar werde, mußte der Leser glauben können, daß ihm ein weites Blickfeld verschafft werden solle; besonders, wenn die Sundküste Seelands als Standort für den Fesselballon gewählt würde. Die Inseln, Südschweden, Südnorwegen, Jütland und Schleswig mußten nun ausgebreitet vor ihm liegen. Und doch war dies zu wenig, ja, in dieser Begrenzung sogar irreführend. Wer die schleswigsche Ortsnamenkarte in ihren wirklichen historischen Zusammenhängen begreifen will, muß sehr viel höher steigen, als ein Fesselballon zu steigen vermag. Er müßte, um im Bilde zu bleiben, von der Stratosphäre aus das unter ihm liegende Land überblicken können. Wie weit das Gesichtsfeld sein müßte, zeigte die Verbreitung der ing-Orte. Darum wurden, als wir in die Ferne schweiften, nicht überflüssige Wanderungen angetreten oder unnütze Umwege eingeschlagen. Auch die thüringische leben-Landschaft mußte betrachtet werden, ehe der schleswigsche Boden betreten wurde. Konnten auch nicht so fest umrissene Ergebnisse vorgelegt werden, wie man es wünschen möchte und wohl auch auf Grund der bisherigen Forschung erwarten durfte, so mußte doch als wahrscheinlichste Lösung gelten, daß die lev- oder leben-Benennung nordischer Herkunft sei; des weiteren, daß wir vor einer Bewegung stünden, wie sie in der Wikingzeit hell beleuchtet an uns vorbeizieht.

Mit diesem Ergebnis wenden wir uns Schleswig zu. Daß es keine lev-Landschaft war oder ist, erfuhren wir bereits. Wenn's hoch kommt, dürfen wir mit 25 lev-Orten rechnen. Auch die Verteilung der lev-Orte wurde uns bekannt. Die Hauptmasse liegt in Nordschleswig, vom Haderslebener Damm bis zur Flensburger Förde, im Zuge des alten Verkehrsweges. Ein paar vorgeschobene Posten finden wir im westlichen Nordschleswig, ein paar weitere Posten für sich hinter der Flensburger Förde, in Angeln und Schwansen. Das ist alles. Sind nun, wie wir annehmen mußten, die lev-Siedler aus dem Norden gekommen, so steht hinter den schleswigschen lev-Orten ein dänisches Leben. Anglisch konnten sie ja nicht sein. Einen anderen Stamm zu nennen, würde in Nebel oder Willkür führen. Namen wie die der Warnen, Hadbarden und Heruler ständen freilich zur Verfügung. Doch sie würden uns nichts nützen. Sie brächten vielmehr neue Rätsel oder würden geschichtlich einigermaßen Greifbares durch flatternde Vermutungen ersetzen. Zusammenhänge mit der deutschen leben-Landschaft, etwa in der Form einer Rückwirkung von dort, sind

weder nachweisbar noch wahrscheinlich. Schon die lev-Leere Holsteins würde einer solchen Vermutung im Wege stehen. Mit Jütland aber ist Verbindung vorhanden. In dem Hadersleben benachbarten Amte Kolding gibt es schon lev-Orte. Ihre Dichte wächst bis Aarhus hinauf. Die lev-Orte südlich der Koldinger Au erscheinen also als Fortsetzung der jütischen lev-Orte. Man könnte demnach versucht sein, die schleswigschen lev-Orte mit den Jüten in Verbindung zu bringen. Daß mit der jütischen lev-Landschaft ein Zusammenhang besteht, kann in der Tat keinem Zweifel unterliegen. Geographisch ist er unverkennbar. Das braucht aber nicht zu bedeuten, daß Jüten die Namengeber waren oder anders ausgedrückt, daß wir vor einem unter den Jüten aufgekommenen Brauch ständen und die lev-Orte jütische Siedlungen wären. Wir lernten bereits die Verteilung der in Jütland liegenden lev-Orte kennen. Die jütische lev-Landschaft wendet ihr Gesicht zu den Inseln hin. Am dichtesten mit lev-Orten besiedelt ist sie auf der Höhe der Nordküste Seelands und Fünens, im Bereich der Aarhuser Förde, also dort, wo man bei den Verkehrsverhältnissen jener Zeit am bequemsten von Seeland zum Festland gelangte. Die lev-Landschaft Ostjütlands, vor allem der Aarhuser Gegend, auf die lev-Siedler Seelands, hier also die Dänen, zurückzuführen, ist darum die nächstliegende Erklärung.

So müssen wir denn in den lev-Namen der kimbrischen Halbinsel den ersten dänischen Zug ihres Gesichtes erkennen; auch in den lev-Namen Schleswigs, deren Verbindung mit den jütischen keinem Zweifel unterliegen konnte. Nur die Frage ist offen, ob Landnahme oder Kulturanleihe anzunehmen ist. Da historische Zeugnisse fehlen, ist eine sichere Entscheidung unmöglich; es sei denn, daß wir zu dem alten Verfahren der Ortsnamenforschung zurückkehrten, demzufolge die Siedlungsbewegung und ihre Grenze sich in den Ortsnamen untrüglich darstellt. Doch die Fehler und Irrwege dieses Verfahrens dürften anschaulich genug geworden sein. Es wird darum nicht mehr überraschen, wenn man, gewitzigt durch sie, eine vorschnelle Entscheidung scheut. Die lev-Orte Schleswigs brauchen nicht Zeugen dänischer Siedlung zu sein. Die Namen könnten auch kultureller Beeinflussung ihr Dasein verdanken. Das würde dann bedeuten, daß entweder von Jütland her, entlang der alten Heerstraße, oder auf dem Seewege im Hinterland der Förden der Brauch eingewandert wäre, neue Siedlungen mit dem Grundwort lev zu benennen. Denkbar wäre dies. Aber wahrscheinlich? Wäre der Brauch eingewandert, so dürften wir eine kräftigere lev-Landschaft in Schleswig erwarten, als vorhanden ist. Der Brauch ist beweglicher als die Landnahme, zumal wenn sie von außen her kommt. Hätte in der Landschaft selbst der Brauch sich festgesetzt, so hätte er unabhängig von der Herkunft der Siedler neuen Wohnstätten den Namen gegeben oder gar ältere Namen verdrängt. Was in der scheid-Landschaft beobachtet werden konnte, würde auch hier gelten. Die Schwäche der schleswigschen lev-Landschaft ist jedenfalls keine Aufforderung, in erster Linie an kulturelle Beeinflussung zu denken. Die lev-Orte wirken

wie ein Fremdkörper in der Kulturlandschaft Schleswigs. Sie durch Landnahme von Einwanderern zu erklären, ist zum mindesten so gerechtfertigt wie die Erklärung durch Kulturanleihe. Ja, die Schwierigkeiten sind in diesem Falle geringer. Die schleswigschen lev-Orte wären unter ähnlichen Voraussetzungen entstanden wie die wedel-Orte auf deutschem Boden. Will man diese lev-Landnahme als dänische Kolonisation bezeichnen, so mag das hingehen. Nur darf man nicht vergessen, daß diese lev-Kolonisation äußerst schwach ist, volklich sowohl wie kulturell. Gemessen an den schon bestehenden Siedlungen fällt die Zahl der lev-Orte kaum ins Gewicht. Volklich wäre es, vom Norden her gesehen, eine erlahmende Kolonisation gewesen. Nur am Heerweg und im Hinterland der Förden hat sie etwas Raum gewinnen können. Ein paar lev-Siedler haben sich noch, als ständen wir schon vor den Erscheinungen der Wikingzeit, im nordschleswigschen Nordseesaum und südlich der großen Breite festgesetzt. Mehr ist nicht zu melden. Das durch die lev-Siedler dem Lande zugeführte Blut ist also dünn, ihre Volkskraft gering. Auch kulturell ist ihre Kraft schwach gewesen. Denn zu einer ausgedehnten und geschlossenen lev-Landschaft ist es nicht gekommen. Das entspricht der Schwäche im Siedlungsbild.

Beides legt die Frage nahe, ob hinter dieser lev-Siedlung, deren Mangel an Geschlossenheit stets sofort in die Augen fällt, eine politische Macht gestanden hat. Wie sie sich in der Ortsbenennung auswirken konnte, zeigte die elsässische heim-Landschaft. Von einem Vorgang dieser Art ist in der lev-Siedlung Schleswigs nichts zu spüren. Ob sie, die wir als dänisch werden ansprechen müssen, auch nur mit lockerer dänischer Herrschaftsbildung verknüpft gewesen ist, bleibt eine offene Frage. Weder aus der Lage der Siedlungsstätten noch aus ihrer Art kann etwas erschlossen werden, was jetzt schon in diese Richtung wiese. Historische Nachrichten fehlen. Das bloße lev-Bild Schleswigs gestattet sehr wohl die Annahme einer Zuwanderung ohne Machtschöpfung, etwa nach Maßgabe der deutschen wedel-Landschaft. Träfe dies zu, so wären so exzentrisch gelegene Orte wie Kosel südlich der Schlei unschwer zu erklären. Doch wie dem auch sein mag, spät und schwach sind die ersten Zeichen dänischer Anwesenheit in Schleswig. Auch dänische Forschung hat eingeräumt, daß die Dänen sicher früh wären erwähnt worden, wenn sie in Jütland ansässig gewesen wären. Die Zugehörigkeit der lev-Orte zu den Jahrhunderten zwischen Völkerwanderung und Wikingzeit bekräftigt die Annahme später Seßhaftigkeit der Dänen in Jütland und Schleswig. Sehr viel früher als die wedel-Orte brauchen wir die schleswigschen lev-Orte gewiß nicht anzusetzen. Gehen wir von der Wende des 6. Jahrhunderts als der Zeit aus, in der die lev-Siedlungen in Schleswig ihren Anfang nahmen, so dürfte dies wohl kaum ein zu später Ansatz sein.

Die neuen lev-Siedler machten nur einen Bruchteil im Bevölkerungsstock des Landes aus. Das dänische Gepräge Schleswigs äußert sich nicht bereits darin, daß von Schwansen bis zur Koldinger Au hinauf, von Kosel bis Hadersleben, die dänische lev-Siedlung sich findet. Wurde etwa Ir-

land dadurch nordnorwegischer Volksboden, daß im Raum von Armagh und Dublin bis Waterford und Limerick norwegische Burgen und Niederlassungen begründet wurden? Nicht einmal norwegischer Herrschaftsboden ist die grüne Insel gewesen, selbst nicht zur Zeit Thorgisls. Kleinere und größere Herrschaftsgebiete mit wechselnder Macht und schütterer Kolonisation, zum Teil nur im Schutz der Burgen, das ist die geschichtliche Wirklichkeit. Sie zu erkennen und groteske Fehlschlüsse zu verhindern, ermöglichen die historischen Nachrichten und der Abstand der irischen Namen von den norwegischen. Ein solches Licht ist nicht über der schleswigschen Landschaft ausgebreitet. Aber die Vorgänge der ersten dänischen Landnahme in Schleswig wesentlich anders zu verstehen und einzuordnen als dort, nötigt keine Beobachtung. Kosel zum Brennpunkt eines dänischen Schwansen zu machen, wäre doch mehr als kühn. Daß man Völkerwanderung und Wikingbewegung durch eine breite Kluft trennte, dort wandernde Völker sah, die alsbald einen eigenen Volksboden schufen, soweit wenigstens der Zusammenhang mit dem Ausgangsgebiet erhalten blieb, hier schweifende Scharen mit schwacher Volkskraft, sobald das Problem der Landnahme auftaucht, mag die Schlußfolgerung aus den schleswigschen lev-Orten erklären. Aber die eben angedeutete Kluft hat die Geschichte nicht gekannt. In der Wikingzeit konnte Volksboden begründet werden, wie nur je in der Völkerwanderungszeit. Die Landnahme auf den Inseln des nordatlantischen Ozeans, von den Orkaden bis zu Island hin, redet eine anschauliche Sprache. Und die Völkerwanderung kennt Erscheinungen, die wir nur deswegen nicht wikingisch nennen, weil ein eingewurzelter Sprachgebrauch dem im Wege steht, die aber wie die Züge der Heruler oder der Sachsen gegen die gallische Küste gern wikingisch dürften genannt werden. In ihnen haben wir den Schlüssel zum Verständnis der schleswigschen lev-Siedlungen. In ausklingender spätgermanischer Zeit hat eine vorläufig schwache dänische Siedlerschicht auf längst der Siedlung erschlossenem und im Ausbau begriffenen Boden Schleswigs fußgefaßt. Daß auch auf Schwansen ein paar lev-Bauern sich niederließen — Kulturanleihe wäre hier ganz unwahrscheinlich —, macht nicht aus Schleswig einen dänischen Volksboden, so wenig wie die Landschaft zwischen Oste und Jeetze durch die wedel-Orte nordischer Volksboden oder das Ilmensee- und Wolchowgebiet durch die warägischen Burgen und kolonisatorischen Anfänge schwedischer Volksboden wurden. In die leere Karte mag man die lev-Orte von Hadersleben bis Kosel eintragen und daran die Weite des dänischen Siedlungsgebiets in Schleswig veranschaulichen. Volksgeschichtlich ist aber damit herzlich wenig gesagt. Denn die lev-Orte sind nur versprengte Siedlungen in einer von alter bodenständiger Bevölkerung schon lange und weithin unter den Pflug genommenen Landschaft. Und sind sie auch zweifellos älter als die Wikingzeit, wie sie herkömmlich begrenzt wird, so werden in ihnen doch die aus der Wikingzeit bekannten Siedlungsvorgänge sichtbar.

IV. Kapitel: Das Zeugnis der Torpe.

1. Die Anfänge der torp-Siedlungen.

Sehr wahrscheinlich saßen die lev-Siedler schon im Lande, als der in den Torpen sich darstellende Ausbau begann. Wann die ersten torp-Orte angelegt wurden, können wir zwar nicht angeben, aber älter als die jüngeren lev-Orte sind die ältesten torp-Orte nicht. Jedenfalls kann es nicht nachgewiesen werden. Der Brauch, das Grundwort torp zu wählen, stand in Blüte, als die lev-Benennung schon verlassen war. Urkundlich sind Torpe um die Wende des 7. Jahrhunderts bezeugt, im Elsaß Ende des 7., in England im ersten Viertel des 8. Jahrhunderts, in unserer Landschaft natürlich sehr viel später. Aber das hängt damit zusammen, daß Urkunden hier erst im Mittelalter einsetzen. Chronikalisch sind sie früher erwähnt, schon im beginnenden 9. Jahrhundert. Daß sie älter sind als ihre erste Bezeugung, unterliegt keinem Zweifel. Auch auf unserem Boden nähern wir uns also der Zeit, in der sie anderwärts schon schriftlich bezeugt sind. Auch hier waren sie natürlich schon vorhanden, als der Zufall sie in die schriftliche Ueberlieferung einfügte. In der Wikingzeit waren die torp-Namen eine beliebte Bezeichnung. Als die Normannen sich im Cotentin und unteren Seinetal festsetzten, wurden außer anders benannten Orten auch Torpe gegründet, die romanisiert heute noch vorhanden sind. Die Landnehmer waren hauptsächlich dänische Wikinger. Ortsnamen mit dem Grundwort lev brachten sie nicht mit. Daß wir es mit einer jüngeren Schicht zu tun haben, ist also augenfällig. Aber eine Schöpfung der „Wikingzeit" ist die torp-Benennung nicht. Ihre Anfänge liegen vor dem 9. Jahrhundert, mit dem das Herkommen die Wikingzeit beginnen läßt. Wenn schon 725 in England ein Torp (throp) erwähnt wird, können dänische Wikinger es nicht gegründet haben. Denn sie erschienen, wenigstens nach Ausweis der schriftlichen Quellen, erst hundert Jahre später an der englischen Küste. Wurden gar im Elsaß, und schon im 7. Jahrhundert, Torpe errichtet, so wird vollends deutlich, daß Torpe und Wikingzeit nicht in einem Atem genannt werden dürfen. Da es unmöglich ist, das Jahr oder Jahrzehnt anzugeben, in dem der erste torp-Ort gegründet wurde, müssen wir uns mit einem allgemeinen Rahmen genügen lassen und die Entstehung der alten torp-Siedlungen der Zeit von 600—800 zuweisen.

Literarisch bezeugt sind torp-Orte unserer Halbinsel schon um 800, nämlich Melinthorp und Sliesthorp. Meldorf, seiner Lage und Bedeutung wegen von der Bremer Kirche als Stützpunkt für die Mission in Dithmarschen ausersehen, spätestens ins 8. Jahrhundert zu legen, ist keineswegs ein kühnes Unterfangen. Auch Sliesthorp könnte sehr wohl schon im achten Jahrhundert bestanden haben, also schon auf eine längere Zeit zurückgeblickt haben, als König Göttrick den Plan faßte, es zum Handelsemporium der Ostsee zu machen. Wir dürfen darum den Rahmen etwas enger spannen und etwa das 7. Jahrhundert als die Zeit nennen, in der die

ersten Torpe könnten gegründet worden sein. Auch die neuere dänische Forschung nähert sich diesem Ansatz. Gestützt auf die Beobachtung, daß die alten torp-Orte recht große Dörfer sind und im Schleswigschen keinen christlichen Personennamen als Bestimmungswort besitzen, legt sie die Entstehung der Torpe in die Zeit von ungefähr 700. Sie hat auch der Annahme Ausdruck gegeben, daß die schleswigschen Torpe älter seien als die dänischen. Marius Kristensen hat die Torpe Falsters mit denen Schleswigs verglichen. Er stellt nicht nur fest, daß Torpe mit den Namen christlicher Heiligen, wie Nielstrup und Pederstrup, in Schleswig nicht vorkommen, sondern auch, daß in schleswigschen Torpnamen ältere Formen des Besitz anzeigenden Falls sich finden als in den Torpen Falsters. Im schleswigschen Bjaerndrup lebt noch die alte Form Biarnar-torp. Auf Falster gibt es nur die jüngeren Formen des Genitivs, Byorns-torp in Böstrup und Bjornae-torp in Björup. Schleswig hätte also die torp-Benennung früher gekannt als die Inseln. Mit dieser Möglichkeit und darum mit einer Wanderung der Bezeichnung von Süden nach Norden darf gerechnet werden (vgl. S. 58). Mit ziemlicher Sicherheit aber kann die Zeit angegeben werden, in der man zur torp-Benennung überging. Liegt sie in unserer Landschaft um 700, so nähern sich die Anfänge der torp-Siedlungen der lev-Zeit. Das mag auch der Umstand bekräftigen, daß die Bestimmungswörter der Torpe und der lev-Orte häufig dieselben sind. In beiden Gruppen kehren nicht selten die gleichen Personennamen wieder. Junge lev- und alte torp-Zeit scheinen sich also zu berühren, wenn auch beachtet bleiben will, daß die Personennamen sich zäher gehalten haben als die Grundwörter der Ortsnamen. Noch als die rode-, im Dänischen rud-Orte entstanden, begegnen uns Namen aus älterer Zeit, obwohl die rode-Orte dem Mittelalter angehören. Als Beispiel mag Oeperud genannt werden. Aber die Häufung gleicher Personennamen in den Bestimmungswörtern der lev- und torp-Orte gestattet doch den Rückschluß auf zeitliche Nähe.

2. Eidergrenze in der torp-Landschaft?

In Eskildsens Grenzlehre sind die schleswigschen Torpe zu Kronzeugen des dänischen Volksbodens Schleswigs gemacht worden. Eine kleine Tür hat er sich freilich offengelassen. Er sieht, daß es im „Niemandsland zwischen Eider und Dannewerk“ eine Reihe von Dörfern gibt, deren älteste Namensformen die „Endung“ torp haben und „darum“ sowohl dänischer wie deutscher Herkunft sein können. Aber er scheint nicht diesen Notausgang zu brauchen. Einmal geht es ja nur um das „Niemandsland“. Sodann aber erklärt er, daß man nördlich der Linie Schlei—Dannewerk die charakteristischen dänischen Formen habe. Das sind die Formen rup, drup und trup, — nicht strup, wie Eskildsen ahnungslos schreibt, indem er das s des Genitivs des Bestimmungswortes unbefangen mit dem Grundwort verbindet. Diese vor der Schlei und dem Dannewerk haltmachenden Formen „charakterisieren am deutlichsten dänischen Volksboden“. Wiederum muß die Karte herhalten, um diesen Satz sinnenfällig zu machen. Da-

mit auch die Leser dieser Schrift etwas von den Gefühlen spüren, die Eskildsen in seinen Lesern hat wecken wollen, wird sie in der Kartenbeilage (Nr. 4) getreu wiedergegeben. Das Ergebnis könnte verblüffend genannt werden. Bis zur Schlei, vor allem ins Jungmoränengebiet, das



Nr. 4. Schleswigs trup-Orte nach Eskildsen: Dansk Græenselære, S. 22, Nr. 24.

besonders stark vom Ausbau erfaßt wurde, konnte in der Tat eine Fülle dieser Orte eingetragen werden, wie ebenfalls in die Karte Jütlands und der Inseln. Südlich der Eider gähnt ein leerer Raum. Kein einziger torp- oder trup-Ort konnte eingezeichnet werden. Die Schlußfolgerung scheint also unausweichlich zu sein: Der alte dänische Volksboden reicht bis zur Eider.

Doch auch dieses Kartenbild ist Blendwerk. Die historischen Befunde reden eine ganz andere Sprache als das Kartenbild der „Grenzlehre".

Kartographisch, im Hinblick auf die heutige Ortsnamenkarte, die anscheinend die Quelle war, soll es als richtig unterstellt werden. Geschichtlich aber ist es falsch. Denn als diese Ausbauorte angelegt wurden, besaß das Grundwort ihrer Namen noch nicht die heutige Form. Damals wurde es torp genannt. Das jedenfalls ist die Form, die in den Urkunden und Chroniken uns begegnet. Eskildsen ist dies auch bekannt. Die Umbildung in die heutige Form beginnt erst im hohen Mittelalter. Und es hat lange gedauert, bis sie sich durchgesetzt hat. Die Formen torp und trup können Jahrhunderte hindurch nebeneinander hergehen. Rangstrup wird 1345 Ranxtrup und 1542 Rangstorp genannt. Gaerup in der Gemeinde Daler erscheint 1305 als Gerthorp und Gierdrop, 1537 als Gerdorp, Broderup 1500 als Brodorp und 1543 als Broderupp. Sind rup, drup und trup die charakteristisch dänische Bezeichnung, so hätte sie merkwürdig spät sich durchgesetzt, mit durchschlagendem Erfolg erst in der Neuzeit. Soll also Eskildsens Maßstab unverbrüchlich gültig sein, so wird die Lage peinlich. Es hat ja vieler Generationen bedurft, bis in den Urkunden des dänischen Lehens Schleswig die „charakteristische" dänische Bildung trup siegte. Das Mittelalter war zu schwach, um einer, wie behauptet wird, ausgesprochen dänischen Bildung allgemeine Geltung zu verschaffen. Und dennoch soll gerade sie vom a l t e n dänischen Volksboden zeugen? Es zeugt doch nicht von hohem Alter, wenn Arndrup 1266 als Arndrop überliefert wird, und Ullerup im Kirchspiel Scherrebeck 1293 als Uldrop. Und gefestigt wurden diese Formen erst in der Neuzeit. Das hat man zunächst im Auge zu behalten, wenn die Formen rup, drup und trup zur Erörterung stehen.

Die ältere, jedenfalls in der schriftlichen Ueberlieferung ältere Form war torp. In den Urkunden, dänischen wie deutschen, ist sie die übliche. Das führt allerdings noch nicht in die Zeit, als die ersten Torpe angelegt wurden. Aber es beweist, daß noch im hohen Mittelalter das Grundwort torp in den Schreibstuben gang und gäbe war. Aber andere Quellen, z. B. die Annalen des fränkischen Reiches, führen mitten in die Zeit des Ausbaus hinein. Wir lernten schon Sliesthorp kennen, das in den fränkischen Reichsannalen zum Jahre 804 erwähnt wird. In dem vorloren gegangenen Bremer Schenkungsbuch, das Adam von Bremen benutzt hat, wurde Meldorf, der Hauptort des alten Dithmarsengaues, zu Karls Zeit als torp-Ort angegeben. Urkundlich ist es 1140 als Milethorp, 1141 als Melenthorp, 1207 als Melethorp bezeugt. Ein halbes Jahrtausend ist er uns als torp-Ort bekannt, während Sliesthorp bald Sliasvic genannt wurde und dann zeitweilig, im Zusammenhang mit den politischen Vorgängen an der Schlei, einen Doppelnamen trug: neben Schleswig den nordischen Namen Haithabu oder Hedeby. Schon diese allgemein bekannten Beispiele geben zu erkennen, wie es mit der Eider als Grenze bestellt ist, wenn die Namengruppe der Torpe erwogen wird. Für den historischen Kartographen, der Eskildsen doch sein wollte, wäre daraus die Aufgabe erwachsen, eine einigermaßen zeitgerechte Karte zu entwerfen. Wollte er seine Leser über die ältere Zeit Schleswigs und Holsteins unterrichten, hier also über die

Zeit, in der der stärkere Ausbau des Landes erfolgte, so durfte er nicht die trup-Karte Schleswigs neben die leere Karte Holsteins legen, er mußte vielmehr sich um eine Karte der Torpe bemühen. Er hat es vorgezogen, dies zu unterlassen. Vielleicht wohlweislich, denn das Kartenbild sieht

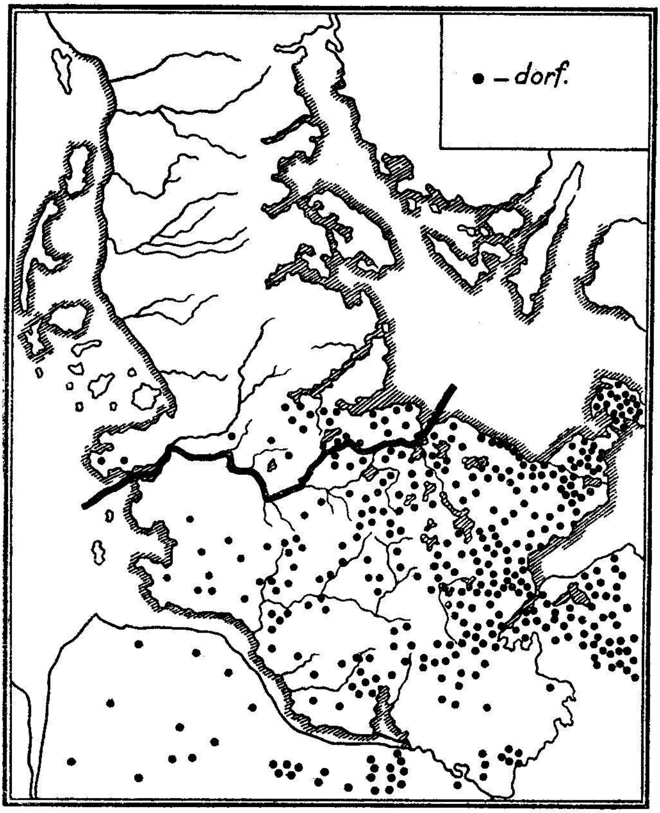


Nr. 5. Holsteinische Torpe.
+ Bestimmungswort slawisch oder vielleicht slawisch.

ganz anders aus, wenn solcher, historisch allein zu rechtfertigender Versuch gemacht wird. In demselben Augenblick ist Holstein kein leerer Raum und die Eider keine Grenze. Dem Einwand, daß nördlich des „Niemandslandes" die Torpe eine nordgermanische und südlich der Eider eine „deutsche" Benennung seien, wird man wohl nicht begegnen müssen. Eine Widerlegung wäre er jedenfalls nicht wert. Torpe hat es also zu beiden Seiten der Eider in der Zeit wachsender Landnahme gegeben, und zwar mehr als genug. Ein einziger Blick auf die torp-Karte Holsteins (Nr. 5)

genügt. Aus dem leeren Holstein der Karte Eskildsens ist eine reiche torp-Landschaft geworden.

Mag sein, daß der Verfasser der Karten Nr. 3 und 4 die Unzulänglichkeiten selbst empfunden hat. Auf jeden Fall hat er noch ein übriges getan und



Nr. 6. dorf-Karte nach Eskildsens Grenzlehre, S. 26, Nr. 32.

eine dorf-Karte Holsteins entworfen (Nr. 6), die neben die schleswigsche trup-Karte und die leere holsteinische Karte gelegt, noch einmal, jetzt nicht durch einen weißen Fleck, sondern durch eine Fülle eingetragener Orte, die Eider als Volksbodengrenze zu erkennen gibt. Jetzt wimmelt es von Punkten in Holstein, während Schleswig bis zur Linie Schlei—Dannewerk ein leerer Raum ist. Nur in dem von der „Grenzlehre" mit der sonderbaren Bezeichnung „Niemandsland" geschmückten Streifen nördlich der Eider finden wir einige Punkte, also dorf-Orte. Auch hier soll das statistische Ergebnis nicht beanstandet werden. Das Gesamtbild ist richtig. Aber auch nur

statistisch. Geschichtlich ist es ebenso falsch, wie die leere holsteinische Karte es war. Die Bewegung in der Zeit ist ganz außer acht gelassen. Von ihr läßt weder die Karte etwas blicken noch wird im Text dem Leser darüber etwas gesagt. Ihm bleibt darum nichts anderes übrig, als die Schlußfolgerung sich anzueignen, die die „Grenzlehre" entwickelt. Denn daß die Karte blüffen könnte, wird dem treuherzigen Leser nicht in den Sinn kommen. Dennoch ist gerade dies der Fall. Um dessen innezuwerden, dürfte schon ein Blick auf die holsteinische torp-Karte genügen. Jeder wird sofort sehen, daß die Substanz der torp-Orte in der dorf-Karte wiederkehrt. Die Schlußfolgerung liegt auf der Hand. Die Dörfer sind die alten Torpe, soweit der Grundstock der Karte in Betracht kommt. Ein Vergleich mit den Urkunden des Mittelalters bestätigt, was sofort der Karte entnommen werden konnte. Die Benennung torp wich der des Dorfes. Wir haben es also nicht mit einer jüngeren Siedlung, sondern nur mit einer neuen Benennung einer älteren Siedlung, genauer mit einer Umbildung des Grundwortes zu tun. Auch hier ist die Neuzeit entscheidend gewesen. Aus torp und dem auch schon im Mittelalter oft bezeugten dorp wird seit den Anfängen der Neuzeit mit wachsender Verbreitung „dorf". Die holsteinische dorf-Landschaft ist also eine junge Landschaft. Aus ihr Schlußfolgerungen auf den Volksboden und die Landnehmer zu ziehen, liegt jenseits jeder Möglichkeit. In einer Erörterung, die mit dem alten Volksboden Schleswigs und Holsteins sich befaßt, hat also die dorf-Karte gar nichts zu suchen. Würde man sie nach den methodischen, um nicht zu sagen unmethodischen Grundsätzen Eskildsens verwenden wollen, so müßte man Holstein als eine oberdeutsche Siedlungslandschaft ansprechen. Denn dorf ist die oberdeutsche Fortbildung von torp. In einigen Namen hat sich freilich noch das ältere t erhalten, wie in Ehlers-torf (Ksp. Hohenstein), in Helms-torf (Ksp. Lütjenburg), in Ras-torf (Ksp. Preetz), in Nor-torf bei Rendsburg und in einigen anderen Orten. Auch Gettorf im Dänischen Wohld und Gottorf bei Schleswig könnten genannt werden. Aber das sind Ausnahmen. Und der oberdeutsche Reibelaut f hat überall, auch in diesen Ausnahmen, den niederdeutschen Verschlußlaut p verdrängt. Das ist in einer heute noch niederdeutsch sprechenden Landschaft geschehen. Weder aus der Geschichte des Siedlungsbodens noch aus der Bewegung der Volkssprache ist dies zu erklären. Vielmehr haben die des Hochdeutschen sich bedienenden Amts- und Schreibstuben in die niederdeutsche Landschaft das oberdeutsche Grundwort dorf hineingetragen und verhindert, daß Holstein eine torp-Landschaft blieb oder eine trup-Landschaft wurde. Die ältesten Landkarten haben diesen Vorgang unterstützt. Das ist das Geheimnis der holsteinischen dorf-Landschaft. Auch sie zeigt, wie vorsichtig Ortsnamen wollen behandelt sein, wenn man durch sie Aufschlüsse über die Herkunft und Abstammung der ersten Siedler und Namengeber zu gewinnen trachtet. Was in spätgermanischer Zeit in der elsässischen heim-Landschaft vorsichging, hat in den Uebergängen zur Neuzeit sich in Holstein wiederholt. Die holsteinischen Hühner — Eskildsen hat ja entdeckt,

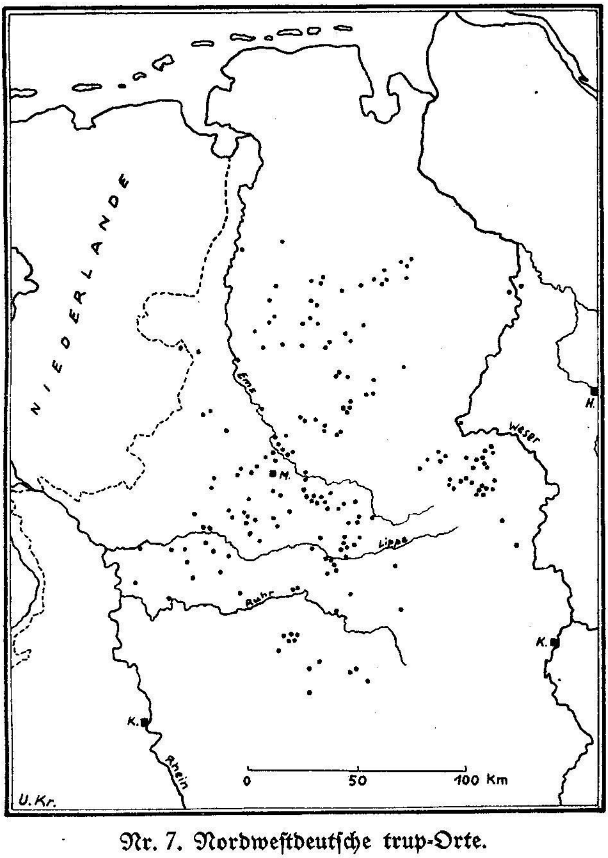
wie gewichtig ihr Zeugnis für die Feststellung des Volksbodens ist — würden ihre Köpfe schütteln, wenn man ihnen Eskildsens Experiment mit der holsteinischen dorf-Karte erzählen würde. Er war recht übel beraten, als er mit ihrer Hilfe die „alte Südgrenze" des „Nordens" nachzuweisen unternahm. Als die „Dörfer" Holsteins ihr altes Grundwort trugen, gab es in Schleswig und Holstein Torpe in Fülle. Die Eider war keine Grenze.

3. Die westfälische trup-Karte.

Auch die Elbe ist es nicht gewesen. Das ist zu bekannt, als daß darüber ein Wort braucht verloren zu werden. Aber die trup-Karte, diese „charakteristisch" dänische Ortsnamenkarte? Sie fehlt in Holstein. Aber wandern wir über die Elbe südwärts, so ändert sich das Kartenbild. Um einiges davon aufzunehmen, hätte ein flüchtiger Blick in den Eisenbahnfahrplan genügt. Es wäre nicht einmal nötig gewesen, unter den Haltestationen der Nebenbahnen sich umzusehen. Man hätte ruhig auf die von Schnellzügen befahrenen Strecken sich beschränken können. Schon sie hätten auf trup-Orte aufmerksam gemacht. Noch vernehmlicher hätte eine Landkarte „die Stimme des Bodens", um ein Stichwort Eskildsens aufzunehmen, hören lassen. Die beigefügte Karte Nr. 7, die nur einen Ausschnitt darstellt, mag zeigen, was es an trup-, drup- und rup-Orten in einer kerndeutschen Landschaft gibt. Sie sind der Rest eines früheren größeren Bestandes. Noch heute gibt es im Thüringischen und Sächsischen drup-Orte, Ohrdruf bei Gotha und Wilsdruf bei Meißen. Hier hat wie in den holsteinischen torf-Orten der Verschlußlaut p dem Reibelaut f weichen müssen. Die Ursache war in beiden Fällen die gleiche. Um so beachtenswerter bleibt, daß selbst hier, im Bereich der sächsischen Kanzlei, das „dorf" sich nicht ausnahmslos durchgesetzt hat. Im Westfälischen hat sich der Verschlußlaut p erhalten. Die Grundwörter drup, trup und rup sind hier so rein geblieben wie in Schleswig. Es brauchen zur Ergänzung der Karte nur einige Namen genannt zu werden, wie Aldrup im Kreise Tecklenburg, Barntrup in Lippe, Daltrup im Kreise Koesfeld, Delstrup im R.-B. Münster, Eystrup im Kreise Hoya, Rorup im Kreise Koesfeld und Vintrup im Kreise Warendorf. Das ist, wie die Karte zeigt, nur ein kleiner Bruchteil der heute noch vorhandenen Orte mit dem angeblich charakteristischen dänischen Grundwort trup, drup oder rup. Wenn deutsche Soldaten, so erzählt Eskildsen, früher an Manövern in Schleswig teilnahmen, so pflegten sie zu sagen: „Wir begreifen es nicht, hier heißen ja alle Dörfer -rup, -trup und -strup!" Eskildsen fügt hinzu, das Erstaunen sei, wie die Landkarte zeige, berechtigt gewesen. Eine deutsche Landkarte ist Eskildsen anscheinend nicht unter die Augen gekommen. Und unter seinen soldatischen Gewährsmännern scheinen keine Westfalen gewesen zu sein. Sie hätten sich in der schleswigschen trup-Landschaft recht heimisch gefühlt. Aehnliche Empfindungen hätten ihnen übrigens auch in England geweckt werden können, etwa im County Gloucester. Es liegt außerhalb des Danelags. Glouccesters throp-Orte sind unabhängig von dänischer Landnahme in der Wi-

kingzeit errichtet und benannt worden. Wir erfuhren auch bereits, daß englische throp-Siedlungen mehrere Menschenalter vor der Wikingzeit bezeugt worden sind. Im Danelag gibt es nur ganz wenige throp-Orte. Hier sind die torp-Orte vorherrschend.

Das Verbreitungsgebiet der trup- oder trop-Orte — auch in Westfalen gibt es trop-Orte, wie Bentrop im Kreise Hamm, Bottrop im Kreise



Nr. 7. Nordwestdeutsche trup-Orte.

Recklinghausen, Hiltrop im Kreise Bochum u. a. — schließt dänische Eigentümlichkeit dieser Bezeichnung aus. Ein holsteinischer trop-Ort könnte zur Not als vom Dänischen her beeinflußt vorgestellt werden. Aber wirklich nur zur Not. Denn als die trop-Bildung aufkam, hatte Holstein siedlungsgeschichtlich schon wieder die Eider überschritten. Die Tür nach Schleswig hatte gerade in der Zeit der Waldemare sich weit geöffnet. Ein holsteinischer trop-Ort unter dem Gesichtspunkt der „Streuung" von Schleswig her wäre darum schwerlich zu begreifen. Diese Er-

klärung würde vollends versagen, wenn wir der westfälischen trup- oder trop-Landschaft uns zuwenden. Daß Schleswig oder die dänischen Inseln eine solche nicht durch Landnahme, sondern kulturell begründete Fernwirkung auf Westfalen ausgeübt hätten, ist natürlich ganz ausgeschlossen. Weder mit Siedlungsvorgängen noch mit kultureller Anleihe haben wir es hier zu tun, sondern mit einer sprachlichen Erscheinung, die in verschiedenen Landschaften anscheinend gleichzeitig auftrat und die als für ein einzelnes Volk charakteristisch in Anspruch zu nehmen schlechterdings unmöglich ist. Das Grundwort trup ist weder dänisch noch, um die entgegengesetzte Behauptung zu erwähnen, anglisch-sächsisch. Es ist nur das, was die Philologen eine Metathesis nennen, eine Umbildung von torp in trop. Aus Svens-thorp ist auf dem Wege über Svens-torp, Svenstaerp und Svens-terup ein Svenstrup geworden. Torp ist nicht unmittelbar in trup umgebildet worden, sondern erst über Zwischenstufen ist die Endform erreicht. Solche Metathesen sind nicht ungewöhnlich. Aus Albert wird Albrecht, aus „darf" wird „dröf". Aus berg konnte in der Schweiz über berig ein brig werden, in Baiern ein wrig (Seawrig aus Seeberg). Selbst „dorf" kann der Metathese unterworfen werden, z. B. in Sedorof und Wildorof. Solche Metathesen grenzpolitisch auszubeuten, heißt den wirklichen Tatbestand verschleiern.

Es müßten andere Beobachtungen gemacht werden, um die schleswigschen trup-Orte als eigentümlich dänische Gründungen zu erweisen. Dafür blieb nur noch das Bestimmungswort übrig. Doch auch dies führt nicht zu einem eindeutigen Ergebnis. Eskildsen meint freilich auch hier mit Hilfe einer Karte zeigen zu können, daß, wie das Grundwort, so auch die Bestimmungswörter nordisch seien. In die eine Karte hat er die Orte eingetragen, die Stenderup heißen. Sie liegen trotz Stendorf bei Eutin insgesamt in Schleswig und Dänemark. Auf der anderen Karte findet man die Dörfer mit dem Namen Sörup. Die Verteilung ist dieselbe. In Sperrdruck kann nun mitgeteilt werden, daß Südjütland das Grenzland des Nordens sei. Doch solchen Kärtchen könnten andere gegenübergestellt werden, die das Auge nötigen, sich weit von Schleswig zu entfernen. Einem Wilstrup im Amte Hadersleben entspricht Wilsdruf bei Meißen und Wilstrop in England. Im westfälischen Gettrup begegnet uns das schleswigsche Gettorf. Der vermeintlich dänische Personenname Broder, der den nach ihm benannten Torpen das dänische Gepräge sichern soll, ist im ostholsteinischen Brodersdorf enthalten. Im westfälischen Hiltrup steckt der Personenname Hilde; desgleichen im schwedischen Hilltorp und im Hillerup des Amtes Hadersleben. Zu Aldrup, 890 Alathorp, mit dem Personennamen Alle gebildet, haben wir im Schwedischen die Parallele Allathorp. In der Rangstrupharde gibt es ein Allerup. Ein entsprechender torp-Ort fehlt im Norwegischen. Der Name Alli ist aber dort in Runenschrift bezeugt. Im westfälischen Daldrup (Kr. Koesfeld) steckt der Personenname Dal (dän. Dali, schwed. Dalli). In der älteren Fassung Dalthorp finden wir den Namen auch im Kirchspiel Lütau (1230), heute

natürlich in der Form Dalldorf, und in Norwegen als Daltorp. Prokop erwähnt ein Dalathaurp. Daß der Name in Schleswig fehlt, ist natürlich ganz belanglos. Auch hier hätte ein Mann dieses Namens ein Dalthorp anlegen können, wenn der Zufall es gewollt hätte. Eystrup im Kreise Hoya, Reg.-Bez. Hannover, kehrt wieder im dänischen Ejstrup, vermutlich auch in Estrup bei Flensburg, Wintrup (Kr. Warendorf) im schwedischen Vindhathorp und Suntrup im schwedischen Sunathorp.

Die Beispiele könnten vermehrt werden. Das Angeführte aber mag genügen. Wo liegt nun, gemessen an den torp- und trup-Orten, die mit ihrer Hilfe von Eskildsen festgesetzte „Südgrenze des Nordens"? Wir sind ja bis zur Lippe und Ruhr gelangt. Da nicht nur die Grundwörter dieselben sind, sondern z. T. auch die Bestimmungswörter, angeblich altdänische Personennamen in westfälischen Torpen wiederkehren, können die Torpe in ihrem alten Bestande die Last nicht tragen, die ihnen Eskildsen aufgebürdet hat; oder in seinem Sinn gesprochen, den Dienst nicht erweisen, den er sich und seinen Lesern von ihnen versprochen hatte. Man mag zwar verstehen können, daß er die „altdänischen" Bestimmungswörter der Torpe mit besonderer Freude begrüßt. Als wäre der Bahnhof mit dem Namen „Altdänisch" oder „Altnordisch" die Endstation, in der alles aussteigen müsse, und als führte der Schienenstrang nicht weiter in germanische Räume und Tiefen. Ganz unverständlich aber bleibt, daß vor den Lesern der „Grenzlehre" so ungewöhnlich irreleitende Karten der torp-Orte ausgebreitet werden konnten und daß obendrein zum Schluß die Gemeinsamkeit der Torpe mit dem ganzen Norden als etwas geschildert wird, das stark in die Augen falle, während der Süden wie eine andere Welt dasteht. Ein Bauer aus Sörup in Angeln würde südlich der Eider kein Dorf finden, das an sein Heimatdorf ihn erinnern würde. Segele er aber über den Großen Belt, so könne er auf Seeland in sechs Dörfern mit dem Namen Sörup sich zu Gaste laden. Und überschreite er den Sund, so finde er auch in Schweden Sjö-Torpe. Allerdings keine Sjö-rupe. Schweden kennt nicht — abgesehen von wenigen, von den Inseln her bestimmten Ausnahmen — die Umbildung der Torpe in trup-Orte. Eskildsen hat vergessen, seinen Lesern dies mitzuteilen, wie er vollends vergaß, darauf aufmerksam zu machen, daß Schleswig und Dänemark die trup-Orte mit deutschen Landschaften, nicht mit skandinavischen, gemein haben. Aber diese Vergeßlichkeit hat ihr Gutes. Es könnte ja dem Söruper Bauern in den Sinn kommen, trotz allen Warnungen nach See-Torpen südlich der Eider Umschau zu halten. Wenn er nun im See-torp am Schalsee oder in dem ebenso benannten Torp am Seedorfer See (Ksp. Schlamersdorf) angelangt wäre und etwa wie im schwedischen Sjö-torp sich an sein heimatliches See-torp erinnert fühlt, wird ihm die „Grenzlehre" nicht widersprechen können. Was dem Angler Bauern in Schweden recht ist, darf ihm am Ufer des lauenburgischen Schalsees billig sein.

4. Schleswigs torp-Siedler.

Die torp-Karten, die die „Dänische Grenzlehre" ihren Lesern vorlegt, haben sich als ebenso irreführend erwiesen wie die volksgeschichtlichen Schlußfolgerungen, die aus ihnen abgeleitet wurden. Wie es zur torp-Benennung in Schleswig kam, ist heute noch umstritten. Sie kann von Süden her eingewandert sein und dann von Schleswig sich in Jütland und auf den Inseln verbreitet haben. Das ist die von Sahlgren und anderen nordischen Forschern sehr bestimmt vertretene Auffassung. Sie wird zutreffend sein. Wer ihr glaubt widerstreben zu müssen, dem bleibt nur übrig, das Grundwort torp als eine gemeingermanische Bezeichnung anzusprechen, lebendig und anwendbar geworden in der Zeit, als die Dünung der Völkerwanderung ausrollte und die Wogen der Wikingzeit sich zu heben begannen. Doch wie auch man sich entscheiden mag, auf eine Eiderschranke wird man nicht geführt. Da auch die Personennamen, also die Bestimmungswörter der Torpe, nicht eindeutig nordisch im Sinne des dänischen Sprachgebrauchs sind, erlauben die Torpe keinen sicheren Rückschluß auf die Herkunft der Siedler oder auf ihre Zuweisung zu einem schon dänisch bestimmten Schleswig. Da neuerdings die dänische „Abstammung" aller Schleswiger nachdrücklich verfochten wird, da es heißt, daß der „Schleswig-Holsteinismus" auf politischer und kultureller Machtpolitik und auf Eroberung von außen her sich aufbaue, während das Dänentum sich auf Abstammung und Volksboden gründe, muß dessen gedacht werden, daß nicht einmal die Torpe die „dänische Abstammung" verbürgen. Unter den torp-Siedlern Schleswigs werden auch Nachkommen der Dänen sich befunden haben. Aber mußten die torp-Bauern insgesamt „dänischer Abstammung" sein? Aus den Torpen selbst kann es nicht erschlossen werden. Sie sind ja keine charakteristisch dänische Erscheinung. Und achtet man auf die zeitliche Nähe der lev-Orte und der ältesten Torpe, auf die geringe Zahl der schleswigschen lev-Orte und auf ihre Lage zu den Torpen, so kann von einer starken Beteiligung der lev-Siedler an der Gründung der älteren Torpe nicht wohl die Rede sein. Schleswigs buckelige Welt von der Koldinger Förde bis zur Schlei ist durch Torpe ausgezeichnet. Ihre Hauptmasse liegt auf den Halbinseln zwischen Koldinger Förde und Gjenner Bucht und in Angeln. Das sind gerade die Landschaften, in denen die lev-Orte schwach vertreten sind. Südlich der Halbinsel Stenderup bis zur Gjenner Bucht gibt es nur die drei lev-Orte um den Haderslebener Damm. In Angeln haben wir nur den einen, nicht allzu weit von der Geltinger Bucht entfernten lev-Ort. Beinahe die Hälfte der lev-Orte liegt im Hinterland von Sundewitt, also der Halbinsel, die verhältnismäßig schwach mit Torpen besetzt ist. Die vermeintlich altdänischen Torpe sind also nicht schlechtweg als Ausbaudörfer der lev-Siedler anzusprechen. Nur ein Bruchteil des zugewanderten lev-Volkes hat sich an den torp-Gründungen beteiligt. Der Bruchteil ist am geringsten dort, wo wir die kräftigsten torp-Landschaften finden, in Angeln und im Ostamt Hadersleben. An diesem Verhältnis ändert auch die Tatsache

nichts, daß die Torpe sich langsam entwickelt haben, also nicht die Summe der Torpe unmittelbar mit jener der lev-Orte verglichen werden darf. Denn der starke Anteil der vordänischen Siedler an den Torpen lebt auch in den jüngeren Gründungen fort.

Mit Bedacht ist nur vom Anteil der lev-Siedler gesprochen worden. Da historische Einzelkunde uns fehlt, die Vorgänge uns nicht gemeldet werden und Zahlen uns nicht zur Verfügung stehen, war diese Einschränkung geboten, falls überhaupt eine Anschauung sollte gewonnen werden. Sie als abschließend und als umfassend zu würdigen, wäre voreilig. Auch außerhalb der lev-Orte kann und wird es zu dänischen Niederlassungen gekommen sein. Bei dem völligen Mangel an siedlungsgeschichtlichen Nachrichten und bei den Vorbehalten, die die ihrer Schranken sich bewußte Ortsnamenforschung machen muß, kann das Beispiel nur den allgemeinen Vorgang veranschaulichen, nicht aber einen Maßstab für das wirkliche, uns unerkennbar bleibende Verhältnis hergeben wollen. Späterer Zuzug von außen, der auch in Ortsnamen sichtbar wird, hat das Verhältnis der Anteile verschoben. Vielleicht wird hier die Archäologie, die z. B. über die fränkische Landnahme in Nordfrankreich ungemein wertvolle und weit reichende Aufschlüsse gebracht hat, Erkenntnisse vermitteln, die der Ortsnamenforschung versagt bleiben. Den Vorgang selbst wird aber auch sie erhärten. Ihn kann auch die bis in die jüngste Zeit behauptete Siedlungsleere Angelns und Schleswigs infolge der Völkerwanderung nicht aus der Welt schaffen. Bedas Angabe, „Angeln" „solle" seit der Auswanderung der Angeln bis in seine Tage wüste geblieben sein, verdient ebenso wenig Glauben wie die Mitteilung Adams von Bremen, daß „Jütland", das Land nördlich der Eider, kaum bewohnt und bewohnbar sei. Das schreibt er in einer Zeit, als die Torpe in voller Blüte standen und weiterer Ausbau erfolgte. Schleswig ist ebensowenig wie Westholstein und Hannover durch die Landnahme in Britannien menschenleer geworden. Die ihr folgenden Jahrhunderte haben vielmehr fortschreitendes Wachstum auf dem heimatlichen Boden gesehen. Wie auch wäre zu erklären, daß die alten Ortsnamen in der Landschaft sich erhalten hätten, wenn die Orte Wüstungen wurden? Wie auch, daß sie in dem angeblich seit Generationen „wüsten" Lande in der alten, jedenfalls den Eindruck der Ursprünglichkeit erweckenden Lage zueinander auftauchen, als Neusiedler aus der Fremde von dem verlassenen Boden Besitz ergriffen? Den Satz, Schleswig sei durch die Völkerwanderung wüste geworden, mag man getrost der geschichtlichen Rumpelkammer überantworten. Das allgemeine Urteil über die torp-Siedler braucht nicht preisgegeben zu werden.

Heißt dies, daß von Schleswig und auch Jütland ein Geschichtsbild gezeichnet wurde, das man „außer Kurs setze", wenn man deutsche Geschichte zu schreiben sich entschließe? Gudmund Schütte glaubt dies behaupten zu dürfen. Temperamentvoll wie er ist, verbittet er sich ein solches Verfahren. Und er fügt hinzu, eine Schilderung der dänischen Landnahme, wie sie hier versucht wurde, sei geradezu „verrückt". So wird man

wohl den von ihm gewählten Ausdruck „gal“ übersetzen dürfen. Das würde einem häufigen Gebrauch in der heutigen Umgangssprache entsprechen. Der spätgermanische kultische Sinn des Wortes wird Schütte in diesem Zusammenhang schwerlich vorgeschwebt haben. Und ein schlichtes „falsch“ oder „verkehrt“ wird er gewiß auch nicht im Auge gehabt haben. Also es ist „verrückt“, was über die dänische Landnahme gesagt wurde. Das „verrückte“ Bild wird folgendermaßen gezeichnet: Ein einzelner Stamm, hier die Dänen, habe sich durch Landnahme ausgebreitet und den ganzen Raum erfüllt. Soweit lev-Siedlung, soweit sei das Land danisiert. Das aber sei verrückt. Denn die Dänen seien nicht Individuen, die Bluterbe von ihren Vorfahren hätten, sondern ein Zusammenschluß von Dänen und anderen Urstämmen, wie den Jüten, Kimbern, Angeln und was sonst noch möge genannt werden. Aber wann? Und wie? Und mit welchem Erfolg? Es ging doch um die Frage, ob Schleswig ein urdänisches Land sei, und ob, wie es der Chor nicht müde wird zu singen und wie auch Eskildsens Sologesang es vernehmen läßt, die Heimdeutschen Nordschleswigs und die „von Natur“ dänische Bevölkerung Südschleswigs sich dem Volk anschließen müßten, zu dem sie „durch ihr Blut und ihre Natur“ gehören.

Wir stellen gern fest, daß Schütte erklärt, die dänische Wissenschaft sei nicht mehr so felsenfest wie früher vom Urdänentum Südjütlands überzeugt, und er selbst habe die Behauptung dieses Urdänentums preisgegeben. Dann aber taucht doch gerade das Problem auf, das Schütte so vorgetragen fand, daß er kein bezeichnenderes Urteil als das mitgeteilte zu fällen wußte. Wo heißt es denn: soweit lev, soweit sei das Land danisiert? Wo sind Landnahme und Danisierung als Wechselbegriffe in Anspruch genommen worden? Das wäre in der Tat „verrückt“. Doch solche Gleichsetzung ist gar nicht vollzogen worden. Die Frage lautete nur, seit wann die Dänen auf einem Boden, der sie bisher nicht kannte, sichtbar werden; des weiteren, wie und wo sie in die Erscheinung treten; und endlich, welche Folgen dies für Schleswig hatte. Das sind durchaus nicht ungewöhnliche Fragen. Anscheinend soll nur Schleswig vor solchen Fragen bewahrt bleiben. In den Untersuchungen zur deutschen Geschichte sind sie trotz Schütte gang und gäbe. Muß wirklich an die fränkische Landnahme erinnert werden? An die Untersuchungen über den Anteil der Franken an der Siedlungsgeschichte Nordfrankreichs oder über fränkische Gründungen im bayrischen Kolonisationsgebiet? Oder an die Untersuchungen über die Entstehung des sächsischen Stammesstaates? Doch kehren wir zu den Dänen zurück. Ein Verfahren wie das von Schütte zurückgewiesene ist doch auch von dänischer und skandinavischer Forschung unbefangen geübt worden, wenn es galt, über Normandie und Danelag des 10. Jahrhunderts ein möglichst anschauliches und zutreffendes Bild zu gewinnen. Und wenn die englische Forschung die Frage untersucht, wie stark etwa die sächsische Einwanderung in Britannien gewesen sei und wie groß etwa der sächsische Anteil am Bevölkerungsstock des Landes sein könne, oder wenn

sie ein Urteil über Kraft und Ausdehnung der dänischen Kolonisation in Ostengland sich zu bilden trachtet, bedient sie sich des gleichen Verfahrens. „Verrückt" ist dies gewiß nicht, vielmehr ein Weg, der betreten werden muß, wenn Volksgeschichte das Ziel ist. Geht es nicht um Schleswig, sondern um Deutschland, hegen auch Eiderdänen keine Bedenken, diesen Weg einzuschlagen. Man braucht sich ja nur zu vergegenwärtigen, wie Eskildsen das deutsche Volk schildert. Doch wenn die älteste Geschichte Schleswigs aufgehellt werden soll, soweit dies noch möglich ist, wenn man eine Antwort auf die Frage sucht, wie in einem außerhalb des Dänenbereichs gelegenen Lande dänisches Leben entstand, verbittet man sich Beobachtungen, Erwägungen und Schlußfolgerungen, wie sie sonst anstandslos üblich sind. Man mag es tun, aber es wird ein machtloses Verbot bleiben; auch unbegründet, wie die hinter ihm stehende Vorstellung vom friedlichen, gleichsam einem Naturgesetz gehorchenden Zusammenschluß der Völkerschaften (Thiod) des Raums, der dänischer Herrschafts- und Sprachbereich wurde. Diese, um mit Joh. Steenstrup zu sprechen, „ungeheure Ausnahme" in der Geschichte der werdenden mittelalterlichen Völker Europas (vgl. S. 27) werden wir auch dann nicht für wahrscheinlich halten, wenn noch bestimmter und überlegener als bisher versichert wird, daß keine Quelle auch nur entfernt Vorgänge berichte, wie sie auf deutschem Boden den Zusammenschluß der „Urstämme" herbeigeführt hätten. Da keine Quellen fließen, können auch keine Vorgänge gemeldet werden. Dies Schweigen rechtfertigt aber nie die Annahme eines geschichtlichen Ausnahmegesetzes für Jütland und Schleswig. Und die Dänen der Wikingzeit geben keinen Anlaß zu der Vermutung, daß das von den früheren Jahrhunderten gezeichnete Idyll mehr sei als ein wirklichkeitsfremdes Bild. Das Geschoß mit der Aufschrift „verrückt" verfehlt sein Ziel. Ist es nicht nur erlaubt, sondern auch geboten, an den Toften und anderen dänischen Orten der Normandie die dänische Kolonisation und die Stärke ihres Anteils an der Siedlungslandschaft des Cotentin und unteren Seinegebiets sich deutlich zu machen, so muß dasselbe für Schleswig gelten. Mit den Dalen, Buden, Hagen, Holmen, Kerken, Lunden, Naesen, Toften, Torpen, Twieten und anderen Grundwörtern gleicher Herkunft war freilich die Normandie noch nicht „danisiert", so wenig wie das Danelag mit den torp- und by-Orten. Die Danisierung wäre die Endstufe der Herrschaftsgründung und Landnahme gewesen. Dazu ist es dort nicht gekommen. Die Dänen der Orne- und Seinelandschaft wurden romanisiert. Anders liefen die Dinge in Schleswig. Neue Zuwanderung und vor allem die politische Geschichte haben dies ermöglicht.

V. Kapitel:

Uebergang zum deutsch-dänischen Grenzland.

1. Schleswig in der beginnenden Wikingbewegung.

Als man anfing, in Schleswig Torpe zu gründen, brach die Zeit an, in der die Herrschaftsschöpfungen der Wikingzeit sich vorbereiteten. Siedlungsvorgänge haben sie begleitet; oder sie sind ihnen vorangegangen oder nachgefolgt. Will man dem Herkommen gemäß die Wikingzeit erst mit dem Ueberfall auf das Kloster Lindisfarne (793) anheben lassen, so müßte man von einer vorangehenden Siedlungsbewegung sprechen. Aber schließlich ist es nur der Mangel an schriftlichen Quellen, der zu dieser zeitlichen Begrenzung geführt hat. Wir sahen schon, daß von der Völkerwanderung zur Wikingbewegung die Uebergänge fließend sind. Es braucht darum nicht zu überraschen, daß, ehe die Annalen von Strandhieben und Ueberfällen an der nordenglischen Küste erzählen, Norweger auf den Orkaden und Shetlandsinseln sich festgesetzt hatten. Nicht, um sie bloß als Stützpunkte für heerende Boote zu haben, sondern um sie zu bebauen. Als im 8. Jahrhundert diese Inselgruppen des nordatlantischen Ozeans den Pikten entrissen wurden, begann die nordische Landnahme und wurde der Grund zu einem neuen nordischen Volksboden über See gelegt. Irische, angelsächsische und fränkische Annalen melden darüber nichts. In der Sage Haralds wird es nur ganz dunkel angedeutet. Aus den Untersuchungen der Ortsnamen und den Feststellungen der archäologischen Forschung aber wissen wir, daß im 8. Jahrhundert Waffen tragende Nordmannen über das Meer kamen und Landnehmer wurden. Wie die Funde und ältesten Siedlungsspuren vermuten lassen, ist die Zahl dieser ersten Landnehmer nicht groß gewesen; aber groß genug, um die Inseln zu behaupten und den Grund zu einer nordischen Kolonie zu legen.

In dieser Zeit müssen auch über Schleswig ähnliche Wellen geflutet sein. Leider fehlt es auch hier an schriftlichen Nachrichten. Etwas Alltägliches, wie Niederlassungen es sind, findet in der Regel nicht die Aufmerksamkeit des Chronisten; es sei denn, daß begleitende Umstände wie heerende Einfälle oder die Ausdehnung des Vorganges im Raum die Augen öffneten und die Feder in Bewegung setzten. Dergleichen scheint es nicht gegeben zu haben. Jedenfalls hat eine Kunde davon die Stätten nicht erreicht, in denen geschichtliche Vorgänge der Nachwelt überliefert wurden. In Schleswig selbst hatte man ja noch nicht begonnen, durch das geschriebene Wort die Gegenwart dem Bewußtsein späterer Geschlechter zu erhalten. So tasten wir immer noch im Dunkeln. Mit ziemlicher Sicherheit dürfen wir aber vermuten, daß das Durchgangsland nach dem Westen und Süden nicht unberührt blieb, als Bewegungen stattfanden, wie sie in der Richtung auf die Orkaden uns begegnen. Freilich lag Schleswig ganz außerhalb dieser Bewegungsrichtung. Unvermittelt

aus ihr Schlußfolgerungen abzuleiten, wäre natürlich nie zu rechtfertigen. Was dort im nordatlantischen Raum vorsichging, zeigt uns nur, daß der Norden eine Bewegung erlebt, die schon Formen der Wikingzeit erkennen läßt und in Landnahme einmündet. Aber ein Vorgang wie dieser braucht nicht auf jenes Gebiet beschränkt geblieben zu sein. Er könnte also doch uns einigen Aufschluß versprechen; dann nämlich, wenn es Anzeichen einer weiter südlich stattfindenden Bewegung gibt. An ihnen fehlt es nicht ganz. Bekannt ist, was Gregor von Tours vom Wikingfürsten Cochilaicus erzählt, der 516 an der Kanalküste ums Leben kam. Ob auf ihn, in dem man den Hygelak des isländischen Berichtes glaubt sehen zu dürfen, die Gründung oder Benennung Hollingstedts an der Treene zurückgeführt werden darf, ist eine immerhin beachtenswerte Frage. Auf jeden Fall aber stehen wir vor einem anscheinend von der Ostsee herkommenden und bestimmt über die südliche Nordsee ziehenden Vorgang. Er kann als Glied einer Kette gewürdigt werden, die bis in die nordische Wikingzeit reicht, aber nur in wenigen Gliedern uns sichtbar wird, wie gerade der Zufall der Berichterstattung es gewollt hat. Ein halbes Jahrhundert später (563) hat der Merowinger Sigebert einen Angriff der Sachsen und Dänen zurückgewiesen. Damals gehörten die Sachsen diesseits und jenseits der Nordsee noch zum „Norden", zur Welt Midgards. Und auch diese Nachricht zeugt von Bewegung im Norden, wiederum in dem Teil, zu dem auch die südkimbrische Landschaft gehört. Ein weiteres Glied der Kette ist sichtbar geworden. Dann herrscht wieder auf lange Zeit tiefes Schweigen. Erst um die Mitte des 8. Jahrhunderts werden wieder einige Worte vernehmbar. Jetzt berichtet Erzbischof Bregowine von Canterbury von „häufigen Feindseligkeiten gottloser Menschen in den Provinzen der Angeln und der gallischen Gegend". Um diese Zeit setzten sich Norweger auf den Shetlandsinseln und Orkaden fest. So sind im Norden und Süden der nordischen Welt Vorgänge erkennbar oder auch unmittelbar bezeugt, die bereits das Gepräge der großen Bewegung des 9. Jahrhunderts tragen. Daß Bregowine über „häufige" Feindseligkeiten der gottlosen Menschen zu klagen genötigt ist, gibt seinen Worten ein besonderes Gewicht.

Die Vermutung, daß die Bewegung auch die südkimbrische Landschaft getroffen habe, liegt nahe. Was wir auf den Orkaden beobachteten, könnte also doch für die historische Würdigung von Vorgängen in unserer Landschaft von Bedeutung sein. Hat sie wirklich im Bereich einer anschwellenden Wikingbewegung gestanden, so wird man mit neuen Niederlassungen rechnen dürfen. Sie brauchen weder zahlreich noch volkreich gewesen zu sein. Eine breite und dichte Besiedlung wäre sogar unwahrscheinlich. Die erste norwegische Landnahme auf den Orkaden und Shetlandsinseln war schmal und dünn. Das entspricht der Natur dieses Vorganges. In Schleswig wird er sich ähnlich vollzogen haben, falls er für diese Landschaft angenommen werden darf. Dieser Annahme sich zu entziehen, wird aber kaum möglich sein. Auf historische Nachrichten können wir sie allerdings nicht stützen. Wir müßten ja, wenn wir nur auf sie uns verlassen wollten,

uns mit der soeben ausgesprochenen Vermutung begnügen. Wohl aber können einige Ortsnamen die Annahme erhärten. Wir lernten bereits die wedel-Bezeichnung kennen. Sie gab der Vermutung Raum, daß die südkimbrische und anschließende Landschaft wikingische Vorgänge erlebt habe, die zu Niederlassungen führten. Vorgängen solcher Art können auch die fjolde- und fjaelde-Orte ihr Dasein verdanken. Siedlungs- und sprachgeschichtlich haben sie als ein schweres Rätsel gegolten. Sprachgeschichtlich aber dürfte Marius Kristensen das Richtige treffen, wenn er im Grundwort ein altdänisches fialdae erkennt, das den in landwirtschaftliche Nutzung genommenen Boden bezeichne. Es ist dem deutschen Wort Feld (englisch field) verwandt, auch dem altnordischen fold (Grasfeld) und altsächsischen folda. Philologisch scheinen also die Schwierigkeiten überwunden zu sein, soweit das Grundwort in Betracht kommt. Aber schon die Bestimmungswörter sind rätselhaft. Auch siedlungsgeschichtlich scheinen wir vor einem Rätsel zu stehen. Vielleicht wird es am annehmbarsten gelöst, wenn wikingische Bewegungen als Schlüssel benutzt werden dürfen. Fjolde ist ein sehr seltenes Grundwort in Ortsnamen. Wir begegnen ihm nur in Südschleswig, in der Husumer Gegend; zweimal im Kirchspiel Schwesing und dann noch in Viöl und Ostenfeld (Ostenfiold). Das ist alles. Erst auf Lolland finden wir wieder fjaelde-Orte, aber nur drei. Einer dieser Namen, Höjfjaelde, deckt sich mit dem Ortsnamen Höjfjolde im Kirchspiel Schwesing. Eine Verbindung der südschleswigschen fjolde-Orte mit den fjaelde-Orten Lollands anzunehmen, liegt darum nahe. Die Verkehrsverhältnisse jener Zeit stützen diese Annahme. Lolland liegt an dem zur Schlei hinführenden Seeweg. In der schwedischen Wikingzeit ist er rege benutzt worden. Damals entstanden auf den südlichen dänischen Inseln und in der Schleilandschaft schwedische by-Orte. Verwandte Vorgänge können die fjaelde-Orte Lollands mit den fjolde-Orten der Goesharde verbinden. Vermutlich sind sie älter als die by-Orte der Schwedenzeit, etwa ähnlich einzuordnen wie die wedel-Orte. Immerhin dürften auch sie ein Zeugnis dessen sein, daß in Schleswig, nun verständlich genug gerade in Südschleswig, in der Uebergangszeit zur eigentlichen Wikingzeit Siedler sich niedergelassen haben, die über See gekommen waren. Der Einwanderung der lev-Zeit folgten also neue Wanderungswellen. Sie sind zwar bescheiden geblieben, brachten aber doch eine Verstärkung der aus dem Norden stammenden Bevölkerungselemente.

2. Politischer Schwebezustand und Eidergrenze.

Grade sie aber sind es gewesen, die in der Uebergangszeit zum Mittelalter Anlaß einer entscheidenden Wendung in der Entwicklung Schleswigs wurden. Das klingt überraschend. Aus der Siedlungsgeschichte erwuchs keine Nötigung zu einer engeren Verbindung mit der gegen Ende der Völkerwanderungszeit erstandenen dänischen Macht. Die dänischen Landnehmer waren nur ein Teil der Bevölkerung Schleswigs. Zwar wuchs er; nicht nur durch natürliche Vermehrung — das hätte das Ver-

hältnis zur älteren, bodenständigen Bevölkerung kaum geändert —, sondern auch durch Zuzug über See und vielleicht von Jütland her. Die alten Heerwege, vor allem der Hauptstrang, und die Förden waren einladende Straßen für jeden, der ein neues Land suchte oder darüber hinaus festen Fuß fassen wollte in einer Landschaft, die als Durchgangsland zum Süden und Westen so wichtig und wertvoll wie keine andere im nordeuropäischen Raume war. Wenn das Letzte der Fall war, mußte Südschleswig eine starke Anziehungskraft gewinnen und Hauptkraftfeld werden. Dorthin sahen wir denn auch neuen Zuzug sich wenden. In die Landschaft, die seit alters in Verbindung und Austausch mit „Nordelbingen“ gestanden hatte — die archäologische Forschung hat ja nachgewiesen, daß zu beiden Seiten der Eider derselbe Kulturkreis herrschte —, schob sich eine über See gekommene Schicht hinein, die wie ein Keil wirken konnte, wenn politische Macht hinter ihr erstand und politische Kräfte trennend wirksam wurden. Nicht von der Siedlung waren augenfällige Veränderungen zu erwarten, wohl aber von der Herrschaftsbildung. Nicht die Siedlungsgeschichte, sondern die politische Geschichte übernimmt die Führung.

Die Grundlage dieser Entwicklung wurde im Wikingzeitalter gelegt. In die Geschichte des Nordens und Europas mächtig eingreifend, hat es auch in der Geschichte Schleswigs tiefe Spuren hinterlassen. Am Ende des Zeitalters steht Schleswig als gesichertes dänisches Herrschaftsgebiet da. So wenigstens mochte es scheinen, als 1025 Konrad II. sich aller Ansprüche und Rechte auf nördlich der Eider liegendes Land begab und die Grenzmark an Knut den Großen abtrat. Die einzelnen Phasen dieser Entwicklung brauchen hier nur gestreift zu werden. Schon im 8. Jahrhundert darf eine dänische Herrschaftsbildung vorausgesetzt werden. Der Bereich dieser Herrschaft ist unbekannt. Fragen wir nach der Herkunft des Herrscherhauses, nach Umfang und Ausübung der Macht, nach der Ausdehnung des unmittelbaren Machtbereiches und was sonst noch an Einzelfragen laut werden mag, so beginnen die Vermutungen. Aber im letzten Drittel des 8. Jhd. ist die Herrschaft bezeugt. Ueber die Eider hat sie nicht gereicht. Das bedeutet freilich nicht, daß schon ein „nationalpolitisches“ Eiderproblem bestanden hätte, oder daß der Volksboden politisch in die Erscheinung getreten wäre. Es heißt nur, daß die dänische Macht noch nicht in den sächsischen und slawischen Lebensbereich so eingriff, wie es in Schleswig geschehen war. Den Sachsen wurde gleichsam wohlwollende Neutralität bezeugt, als sie in den schweren Kampf mit dem fränkischen Reich eintraten. Widukind und andere fanden Zuflucht bei den Dänen. Von einem dänisch-sächsischen politischen Gegensatz ist nichts zu spüren. Der wirkliche und zugleich große Gegensatz der Zeit war nicht ein Eiderproblem, sondern der durch Karls Sachsenkriege mächtig entfachte abendländisch-nordische Gegensatz. Das wird in der Gestalt und Politik Göttriks sinnenfällig. Zugleich wird deutlich, daß wir es mit wikingzeitlichen Kräften zu tun haben, als die dänische Herrschaft an der Schlei sich festigte und hier sich einen mäch-

tigen Stützpunkt schuf. Die Errichtung des Dannewerks bedeutete nicht die Abriegelung des Nordens oder Dänemarks gegen die fränkischen Eroberer, nicht lediglich die Sicherung dänischen Volksbodens gegen fremde Eindringlinge. Der Wall gehörte vielmehr zum System des Hafenplatzes Sliesthorp, den Göttrik zum „Emporium" des Ostseehandels machen wollte, und der ihm die Mittel zur Durchführung seiner weit ausgreifenden Politik sollte verschaffen helfen. Das war eine Herrschaftsbildung, ganz nach Wikingart aufgebaut. Und seine letzten politischen Ziele entfernten sich weit von Eider- und Volksbodenproblemen neueiderdänischer Fassung. Die Eider war ihm Verkehrsstraße, ein unentbehrliches Glied seines handelspolitischen Plans, nicht aber die natürliche Grenze von Staat und Volk oder richtiger der Herrschaft, zu der er sich berufen wußte. Die Verhandlungen von Badenfliot an der unteren Stör 809 sollten nur eine Atempause schaffen, in der die letzten Vorbereitungen für den großen Schlag getroffen werden sollten. Eine fränkische Feder hat uns erzählt, was Göttrik plante und ins Werk zu setzen begonnen hatte. Die Feder ist in Spott und Hohn getaucht. Aber die Tatsachen behalten ihre eigene Sprache, und die Größe des Plans bleibt unverhüllt. Es ging um nichts Geringeres, als den Norden wiederherzustellen, den Karls Eroberungen eingeengt hatten. Schon streckte Göttrik die Hand aus nach den Mündungsgebieten der Elbe und des Rheins, schon betrachtete er Friesland und Sachsland als seine Provinzen, schon schickte er sich an, „ganz Germanien" zu beherrschen und den Aachener Thron zu stürzen. Da traf ihn der Mordstahl eines Gefolgsmannes. Wir brauchen hier nicht zu fragen, ob er seine Macht überschätzte. Die Frage schlechtweg zu bejahen, wird nicht zulässig sein. Karl selbst hat die seinem Reich drohende Gefahr sehr ernst genommen. Doch das mag hier auf sich beruhen. Uns geht es um die Tatsache, daß der erste im Licht der Geschichte stehende dänische König vom südschleswigschen Kraftfeld aus, das zu entwickeln er selbst betrieben hatte, weit über die Eider blickte und eine Herrschaft zu begründen trachtete, für die Schleswig, Sachsland und Friesland die tragenden Pfeiler waren. Das war das große geschichtliche Problem, nicht die Eidergrenze und die Sicherung eines dänischen Volksbodens durch einen Riegel im Eidersaum. Als Göttrik das „Schleidorf" in ein Emporium der Ostsee umzuwandeln unternahm, dachte er nicht an den Ausbau der Torpe, sondern an die Begründung eines weiten nordischen oder germanischen Herrschaftsraumes, in dem auf eine neue Stufe wäre gehoben worden, was in der sächsischen Wikingzeit begonnen war und was im Reiche Knuts des Großen, nun freilich ohne Sachsland und Friesland, vorübergehend verwirklicht wurde. Wäre Göttrik Erfolg beschieden gewesen und hätte der Erfolg sich behaupten können, so wären eiderdänische Geschichtsbilder weder politisch und staatsrechtlich noch siedlungsgeschichtlich möglich gewesen. Schleswig hätte nach Sachsen und Friesland hin offen dagelegen. Die alten Verbindungen mit dem Süden und Südwesten wären erneut und fest geknüpft worden. Die Folgen für den schleswigschen Boden liegen auf der Hand. Das Schwer-

gewicht in einem Reiche, wie Göttrik es erstrebte, lag in Südschleswig, und das Kraftgefälle bewegte sich in der Richtung auf Elbe, Weser und Rhein. Ein Erfolg Göttriks hätte nicht zu bedeuten brauchen, daß Holstein danisiert worden wäre. Die dänische Volks- und Kulturkraft wäre dazu schwerlich imstande gewesen, zumal da dauernd von Süden und Südwesten her der Gegenstrom wirksam gewesen wäre. Auch in England gelang ja die Danisierung nicht. Das Wahrscheinliche wäre vielmehr gewesen, daß Schleswig ganz in den Bereich eingetreten wäre, dem es vor der dänischen Einwanderung und Herrschaftsbildung zugewandt war. Eine Erprobung der Möglichkeiten, die hinter einem Erfolge Göttriks gestanden hätten, hat die Geschichte nicht gewollt. Dennoch dürfen sie erwogen werden. Denn man erkennt an ihnen, wie unfertig und labil noch die Lage nördlich der Eider war. Erst Göttriks Mißerfolg hat zu Gunsten dänischer Aussichten gefestigt, was einem Erfolg schwerlich wäre beschieden gewesen. Es hat freilich eines weiten Umweges bedurft, der zeitweilig stark ablenkte, aber schließlich doch zur Eidergrenze als dänischer Hoheitsgrenze führte.

Weder Franken noch Dänen haben dies beabsichtigt. Der in der südschleswigschen Landschaft jener Tage liegende Zwang oder, anders ausgedrückt, die aus ihr aufsteigende politische Aufgabe, die Göttrik in ihrer ganzen Größe gesehen und zu lösen versucht hatte, blieb noch durch Generationen lebendig, obwohl eine Gestalt von der Größe Göttriks nicht mehr auftrat. Thronwirren in Dänemark und der Zerfall der fränkischen Königsmacht haben sie verdecken können und zeitweilig politische Planlosigkeit, ja Lethargie verursacht. Aber sie bricht doch immer wieder durch. Was Karl unterlassen hatte, wagte Ludwig. Er überschritt die Eider. Freilich ohne durchschlagenden Erfolg. Aber die Absicht wird deutlich. Die dänische Macht jenseits der Eider soll in den Bannkreis des fränkischen Reiches hineingezwungen werden. Die Dänen ihrerseits eröffnen zu Wasser und zu Lande, hier von den Abotriten unterstützt, den Angriff auf das fränkische Kastell an der Stör. Der Kampf um die Störlandschaft ist der Auftakt zum Kampf um die Herrschaft über die Elbmündung. Auch hier also geht es um mehr als um die Eidergrenze und um die Behauptung eines dänischen Volksbodens. Daran ändert die Erfolglosigkeit der Kämpfe nichts. Praktisch kann man freilich schon von einer Eidergrenze sprechen. Aber nicht der politische Wille hat sie geschaffen, sondern die Ohnmacht oder der Mangel an einer Macht, sie auszulöschen und in weiterer Ferne liegende politische Ziele zu erreichen.

Das gilt für beide, für die Dänen wie für die Franken. Schien sich, wie im fränkischen Bruderkrieg, die Machtlage zu Gunsten der Dänen zu verschieben, so erfolgte sofort der Angriff auf die Elbe (845). So stehen wir vor einer nicht durch politisches Wollen, sondern durch Mangel an ausreichender Macht geschaffenen Gleichgewichtslage an der Eider. Im einzelnen ist viel unbekannt. Die Lücken unserer Nachrichten sind zu groß, als daß man es wagen dürfte, fortlaufend zu erzählen. Aber zweierlei wird schon im 9. Jahrhundert sichtbar. Sachsland zu gewinnen, war aussichtslos

geworden. Die Sachsen selbst waren es, die dagegen mit Erfolg sich wehrten. Nur Friesland war noch ein mögliches Kampfziel. Dort war eine dänische Herrschaft erstanden, zwar unabhängig von der dänischen Königsmacht, aber doch eine dänische Herrschaft. Das Zweite ist der ungestörte Besitz in der Schleilandschaft. Wie sie mit dem Inselreich verbunden gewesen ist, wissen wir nicht. Daß dies als das eigentliche Dänemark gegolten hat, darf dem Berichte Ottars entnommen werden. Als er von Skiringsal südwärts segelte, hatte er, wie er erzählt, Dänemark drei Tage zur Linken, dann zwei Tage Jütland und Sillendi (Schleswig) zur Rechten. Links lagen die dänischen Inseln. Von Haethum (Sliasvic) heißt es, daß es zwischen Wenden, Sachsen und Angeln liege, aber den Dänen gehöre. Hier wird also die alte dänische Siedlungslandschaft, der dänische Volksboden, vom dänischen Herrschaftsgebiet unterschieden. Immerhin aber gehörte die Schleilandschaft den Dänen. Was ein solcher politischer Besitz bedeuten konnte, haben wir gesehen, als die Entstehung der elsässischen heim-Landschaft geschildert wurde. Von den Inseln Herkommende hatten schon in Südschleswig sich niedergelassen. In Mittelschleswig gehören zu dieser Zeit und Bewegung die böl-Orte, deren Lage in der Landschaft von Alsen über Sundewitt zur Westküste hin La Cour gewiß zutreffend als wikingisch charakterisiert hat. Der Handel zog freilich auch Sachsen und Friesen an. So gab es Zuzug über das „Ostersalt" und das „friesische Meer", über Ostsee und Nordsee. Für die eine Zuwanderung alle Berechtigung in Anspruch zu nehmen, der anderen aber sie zu versagen, wäre eine gründliche Verkennung oder Verfälschung der geschichtlichen Lage. Auch Friesen und Sachsen waren am Haddebyer Noor willkommen, selbst wenn sie Christen waren und also außerhalb der Welt Midgards standen. Dies konnte zwar Aufstände gegen die „Fremden" wecken. Aber Fremde waren sie doch nur, weil sie Christen waren. Und die Regel war doch, daß man sie gewähren ließ. Durch sie hatte man ja eine nützliche Verbindung mit dem Rhein. Wer sie nach Art der Kaufleute schildert, die heute auf einige Tage die Leipziger Messe zum Abschluß von Geschäften besuchen, ahnt nichts von dem, was vor sich ging. Dieser unglückliche Einfall wäre besser unausgesprochen geblieben. Sie waren ansässig wie die anderen auch, nicht fremder als die Rericer Kaufleute, die Göttrik nach Sliesthorp verpflanzte, als er es zum Emporium des Ostseehandels zu machen unternahm. Wie stark dieser Einschlag aus dem Westen gewesen ist, wissen wir nicht. Einen politischen Rückhalt hatte er dort nicht. Die Eider blieb als Ohnmachtsgrenze.

Aber auch die dänische politische Macht stand auf schwachen Füßen. Um die Wende des Jahrhunderts ist sie zusammengebrochen. An der Schlei erstand ein schwedisches Wikingreich. Es brachte neues Blut aus dem Norden in die Schleilandschaft. Die alten by-Orte in Schwansen und Angeln mit einem Personennamen als Bestimmungswort gehören dieser Zeit an. Damals wurde Göttriks Gründung Sliesthorp auf die Höhe ihrer Macht und ihres Ruhmes geführt. Nun auch steigt der

Schatten Göttriks aus dem Grabe auf. Friesland zu gewinnen, wird Knubas Ziel. Daran ist er gescheitert. Heinrich I. trat ihm entgegen, mußte ihm entgegentreten. Knuba unterlag. Er wurde dem deutschen König tributpflichtig (934). Den Umfang des Schwedenreichs kennen wir nicht, aber das wissen wir, daß jetzt die Grenze der Ohnmacht getilgt wurde. Wie im Osten die Elbe in diesen Jahren aufhörte, eine Grenze gegen „Slawonien" zu sein, so im Norden die Eider. Viel bleibt freilich undurchsichtig. Aber der Einfluß des Südens wächst, auch als die schwedische Dynastie unterging und die dänische Königsmacht sich erholte. Otto I. konnte handeln, als ob er sich als den Herrn des Landes nördlich der Eider gewußt hätte. Harald Blauzahn ließ sich taufen und bejahte damit die Ueberlegenheit Ottos. Das Bistum Schleswig war eine deutsche Gründung, das Privilegium ein deutsches Königsprivileg. Ueber Südschleswig hinaus ist das Land nördlich der Eider politische Einflußsphäre des deutschen Königs. Das ist das Wenigste, was gesagt werden muß. Göttrik hatte Schleswig zu einem Pfeiler in dem Germanien machen wollen, das er hatte aufrichten wollen. Jetzt wurde von Süden her Schleswig an den deutschen Führungsbereich herangezogen. Die Verteilung der politischen Kräfte durfte die Erwartung rechtfertigen, daß Schleswig, in dem schon ein deutsches, Hamburg untergeordnetes Bistum lag, und das jetzt gen Süden geöffnet war, ein deutsches Land werden würde. Das Ergebnis der „Wikingzeit", die Schleswig in den dänischen Herrschaftsverband eingefügt, dänische Einwanderung gebracht und die Ueberleitung in das dänische Leben begonnen hatte, wäre eine nicht einmal befremdende Episode geblieben. Aber die Niederlage Ottos II. in Süditalien hat jede Erwartung, zu der das Zeitalter Ottos des Großen berechtigen durfte, zu Schanden gemacht. Die dänische Königsmacht konnte in Schleswig wieder aufgerichtet werden. Mit begreiflichem Stolz verkündete Harald dies auf dem Runenstein von Jellinge der Nachwelt. Konrads II. Verzicht besiegelte das Ergebnis. Die Eider wurde ein deutsch-dänischer Grenzfluß.

3. Kulturelle Assimilierung.

Jetzt konnte, zumal da Holstein neue Wirren und Zusammenbrüche erlebte, der dänische Kulturboden nördlich der Eider sich ausdehnen. Was überall in der Entwicklung der Ortsnamenkarte uns begegnet, tritt auch in Schleswig in die Erscheinung. Die politisch führende Schicht, ihre Kultur, zu der auch die Sprache gehört, setzt sich durch. Daß die Sprache mehr ist als ein austauschbarer Kulturwert, braucht gewiß nicht betont zu werden. In ihrer Tiefe eine volksbestimmte Schöpfung und in ihren Wurzeln volksbestimmter Geist, besitzt sie einen eigenen Lebensbereich, und verfügt sie über eine eigene Lebenskraft, die kurz als Taufkraft mag bezeichnet werden. Aber die Worte, die sie bildet, sind übertragbar. Sie können wandern, ältere Gebilde verdrängen und ganze Landschaften erobern. Siedlungsgrenze, Stammesgrenze, Volksgrenze und Sprach-

grenze brauchen darum nicht zusammenzufallen. Es können demnach aus dem Sprachgebrauch nicht ohne weiteres Schlußfolgerungen auf die volkliche Zugehörigkeit gezogen werden. Oft genug können sie richtig sein, und als Arbeitshypothesen darf man sie gelten lassen; stets aber bedarf es weiterer Beobachtungen und Feststellungen, um ihnen Gewißheit zu verschaffen. Aber aus dem Sprachgebrauch allein zwingende Schlüsse abzuleiten, kann in die Irre führen. Nochmals auf das Beispiel des französischen Sprachbodens aufmerksam zu machen, wird nicht nötig sein. Auf die Ortsnamenkarte bezogen, bedeutet dies nun, daß bestimmte Namenlandschaften unabhängig von der Herkunft der Siedler sich bilden konnten. Wie nach Ausweis der Dialektgeographie die Mundarten unabhängig von der Stammesbildung und Landnahme sich verbreitet haben, wie Verkehrs-, Kultur- und Herrschaftsbeziehungen hier Einfluß gewannen, so entwickelte sich unter gleichen Einflüssen die Ortsnamenkarte. Die Namen konnten wandern und wechseln, eine Bevölkerungsbewegung brauchte nicht dahinter zu stehen. Oder von irgendwoher kommende Neusiedler übernahmen eine in der neuen Heimat gerade übliche Benennung, die die alte Heimat nicht kannte. Das braucht nicht mehr belegt zu werden. Es genügt, an die elsässische heim-Landschaft, an die thüringische leben-Landschaft und an die mittelrheinische seifen- und scheid-Landschaft zu erinnern. Schleswig hat nicht unter einem Ausnahmegesetz gestanden. Wir begegnen hier demselben auf Gruppenbildung hinzielenden Vorgang, dürfen also auch hier nicht in der Ortsnamenkarte einen getreuen Spiegel der Landnahme und Siedlungsgeschichte erkennen. Nicht alle by-Orte sind schwedischen Ursprungs. Auch nach der Schwedenzeit ist die by-Benennung noch gebräuchlich gewesen. Ein Kirkeby kann nicht aus der schwedischen Wikingzeit stammen, so wenig wie ein Bischleben aus der alten lev-Zeit. Möglich wurde es erst, als die Dorfkirchen entstanden. Auch Namen wie Mölby, Broby, Sönderby u. a. gehören einer späteren Zeit an. Das Grundwort by hatte sich also eingebürgert und wanderte nun in die Landschaft hinein, unabhängig von der Herkunft der Siedler. Es war auch möglich, daß, wie in der elsässischen heim-Landschaft, ein älterer Name sein Grundwort verlor und ein by-Ort wurde. So ist aus dem in Waldemars Erdbuch bezeugten Groteböl ein Grötersby geworden. Auch auf Lolland kann das Gleiche beobachtet werden. Ein naes-Ort wandelt sich in einen by-Ort (Morknaes By in Morkby). Vorgänge wie diese liegen jenseits jeder Siedlungsgeschichte. Sie sind eine ganz kulturell bestimmte Erscheinung, wie in Holstein das ungemein anschauliche Beispiel der dorf-Benennung. Neu sich einbürgernder Brauch und von der politischen Herrschaft ausgehende Einflüsse sind auch in der schleswigschen Ortsnamenkarte wirksam gewesen. Nicht immer mit Erfolg. In Waldemars Erdbuch wird die Schluxharde Locthorpharde genannt. Aber der ältere Name Slox hat sich behauptet. Auch die dänische Kanzlei hat also namengebend gewirkt, nicht bloß die viel gescholtene deutsche. Der eben erwähnte Einzelfall hat natürlich wenig zu bedeuten. Aber die in ihm sicht-

bar werdende Tätigkeit der Kanzlei will beachtet sein. Für die ältere Zeit haben wir keine Urkunden. Wir kennen die Namen nur aus den Aufzeichnungen des Mittelalters. Was von Annalen und Lebensbeschreibungen früherer Zeit überliefert wird, ist so dürftig, daß es als belanglos gelten muß. Die dänischen Annalen aber sind mittelalterlichen Ursprungs wie die Urkunden. Was die schriftlichen Quellen uns bringen, sind also die Formen einer dänisch sprechenden Zeit. Da in Schleswig ein dänischer Sprachboden erstanden war, da die Wikingzeit in weiterem Sinn dänische Einwanderung und Herrschaft gebracht hatte und die schon dem Westen zugewandt gewesene Landschaft in den politischen und kulturellen Bereich des Nordens führte, sind dänische Sprachformen für die Ortsnamen verständlich, ja unvermeidlich. Das gilt nicht nur für die jüngeren Gründungen, für die Orte mit den Grundwörtern skov, lund, ris, vang, vraa und anderen, sondern auch für die älteren. Der Ausgleich mußte sich vollziehen, mit und ohne Kanzlei, auch ohne Rücksicht auf das Alter der Orte und die ursprüngliche Herkunft der Siedler. Aus einem with (Wald) ist ein ved geworden, ein Zeugnis der Umformung, wie das witt auf deutschen Karten. Das Grundwort ing brauchte nicht umgeformt zu werden. Es hat sich durch rund zweitausend Jahre erhalten, nur in der Schreibung Schwankungen ausgesetzt.

Die Bestimmungswörter waren naturgemäß stärkeren Umbildungen unterworfen, bis zu Verstümmelungen hin, die oft genug ein ungelöstes Rätsel bleiben. Dies Geschick mußte vornehmlich die alten vordänischen Orte treffen. Die Sprachwissenschaft, im Hinblick auf unser Gebiet vor allem die dänisch philologische Wissenschaft, hat allerdings viel Licht ins Dunkel gebracht, über die bezeugten Formen hinweg ältere erschlossen oder wahrscheinlich gemacht. Aber war es angemessen oder zulässig, wenn Ortsnamenforscher bei einer schließlich erreichten altdänischen oder etwa noch altnordischen Form haltmachten und nun die Aufgabe gelöst glaubten? Hier ist anscheinend eine Auffassung vom Norden bestimmend gewesen, die zu eng ist, als daß der Historiker ihr folgen könnte. Gewiß mochte man eine schwedische Anregung zurückweisen, den Ortsnamen Jeising nach Analogie der schwedischen s-ing-Orte zu deuten. Es war immerhin verständlich. Aber die Begründung? Weil Jeising als dänischer Name angesprochen wurde, sollte die schwedische Analogie nicht gelten dürfen. Das aber war ein schwacher Einwand. Der Name konnte „danisiert" worden sein. Dänisch aber ist er nicht. Er stammt aus vordänischer Zeit. Ganz anders wird ein jüngerer dänischer Forscher (Bjerrum) dem Sachverhalt gerecht, wenn er zu den Kurznamen und auch zu den ing-Namen erklärt, daß die meisten von ihnen sehr schwer aus dem Sprachstoff heraus gedeutet werden können, der uns heute bekannt ist. Wir müßten darum einräumen, daß wir nicht sonderlich viel von der Sprache wüßten, die die Bevölkerung gesprochen habe, die diese Namen gegeben habe. Das ist zutreffend, denn von der gemeingermanischen Sprache sind uns nur winzige Bruchstücke erhalten. Was wir wissen, mußte scharf-

sinnig erschlossen werden. Doch das rechtfertigt nicht, bei möglichen altdänischen Formen stehenzubleiben und danisierte Formen zur Grundlage des siedlungsgeschichtlichen Urteils zu machen. Es ragt genug des vordänischen Sprachguts über die dänische Zeit bis in die Gegenwart hinein, in Grundwörtern und in Bestimmungswörtern. Man braucht es nicht für die Siedlungsgeschichte unfruchtbar zu machen, indem man philologisch auf halbem Wege Halt macht und hier Hütten baut.

Es genügt auch nicht, als „süderjütisch" zu bezeichnen, was als altes Gestein erkennbar wird. Dazu ein Beispiel. In der Wiesharde liegt an der Meynau das Dorf Meyn, zum Kirchspiel Wallsdorf gehörend. Meyn ist natürlich eine verstümmelte Form. Durchsichtiger wird der Name in der älteren Schreibung Meden. Wir stehen also vor einem um-Ort. Schon das Grundwort gestattet, wie wir bereits wissen, die Schlußfolgerung auf eine alte Siedlung aus vordänischer Zeit. Jedenfalls als wahrscheinlich darf sie angenommen werden, wenn „um" hier als heim zu deuten ist. Bestimmungswort und Auname verstärken die Annahme. Flußnamen haben ein ungemein zähes Leben. Es ist sehr viel zäher als das der Ortsnamen. Die Flußnamen Deutschlands reden eine überzeugende Sprache. So steht denn auch der Name Med-Au unter der Vermutung eines hohen Alters. Das Wort med hat sich bis in die Gegenwart erhalten. Es begegnet uns in den Wörtern Mad, Maden, Mai, Maifeld, Demat und bezeichnet das Mähen, die Mahd, die Wiese (Matte) und die Mahdleistung eines Tages, also ein Feldmaß. Die Med-Au ist demnach die durch Wiesen fließende Au. Med ist wohl das älteste uns schriftlich bezeugte germanische Wort. Pytheas von Massilia hat es im Namen des Wattenmeers, den er als Metuon wiedergibt, uns erhalten. Das Wort ist weder dänisch noch süderjütisch noch auch holsteinisch — ein paar med-Orte finden sich in Holstein —, sondern gemeingermanisch. Als Schleswig dänisch wurde, trug die Med-Au schon lange ihren Namen. Meden wäre nun der heim(um)-Ort an der Med(Wiesen)-Au. Möglich wäre freilich auch schlechtweg: der Ort bei den Wiesen. Da wir die ursprüngliche Form des Namens nicht kennen, Medum schon eine Verkürzung sein könnte, wird schwerlich eine letzte sichere Entscheidung möglich sein. Immerhin ist die Wahrscheinlichkeit nicht gering, daß die Au dem Ort und nicht umgekehrt der Ort der Au den Namen gebracht hat. Doch wie dem auch sei, das Bestimmungswort ist alt und weist in die gemeingermanische Zeit.

Auch die Personennamen in den Bestimmungswörtern dürfen nicht ohne weiteres als altdänische Namen in Anspruch genommen und nun als Zeugen dänischen Volksbodens verwendet werden. Grundsätzlich einem solchen Verfahren entgegenzutreten, wäre allerdings verfehlt. Das hervorzuheben, wird wohl nicht nötig sein. Nur darum handelt es sich, ob wirklich die Aufgabe immer gelöst ist, wenn eine altdänische Form nachgewiesen ist; auch weiter darum, ob der dänische Personenname einen dänischen Siedler anzunehmen gebietet. Der Mißbrauch Eskildsens mit

den Familiennamen auf „sen“ braucht hier nicht gekennzeichnet zu werden. Sie gehören einer sehr viel späteren Zeit an und sind ein Kapitel für sich. Doch was hier in die Erscheinung tritt, ist schon in früheren Jahrhunderten wirksam gewesen. Von der herrschenden Schicht hat die ältere ansässige Bevölkerung dort übliche Personennamen übernommen. Als die Waräger das Burgenreich gründeten, sickerten ihre Namen in die slawische Bevölkerung ein. Nicht alle schwedischen Ortsnamen der nordwestlichen Bezirke Rußlands sind warägische Gründungen. Auch Slawen, die schwedische Namen tragen, legten Höfe und Dörfer an, die nun ein schwedisches Bestimmungswort erhielten, obwohl Slawen die Gründer waren. Solche Gründungen zeugen also nicht von schwedischem Volksboden, sondern nur von schwedischem Kulturboden. Der Vorgang ist allgemein. Die Sicherheit, mit der aus dänischen Personennamen auf dänische Siedlung in Schleswig geschlossen wird, ist darum unangebracht. Außerdem sind wir über die alten Namen, über ihre ursprünglichen und ihre Uebergangsformen zu wenig unterrichtet, als daß jederzeit ein einwandfreies Urteil möglich wäre. Döstrup kann den altdänischen Namen Dusi enthalten. In althochdeutscher Form ist er aber als Duso bekannt. Natürlich werden wir nicht althochdeutsche Siedler in Nordschleswig suchen. Wohl aber sehen wir einander so verwandte Formen, daß die Deutung des Bestimmungswortes in Döstrup unsicher wird; vollends, wenn mit solcher Deutung ein Abstand gegen den Süden festgestellt werden soll. Der Name kann sehr wohl schon in vordänischer Zeit üblich gewesen sein. Das ist sogar wahrscheinlich. Er kehrt ja auf hochdeutschem Gebiet wieder. Endlich aber will bedacht sein, daß nicht nur, wie die Torpe bekunden, die Personennamen lange Gemeingut blieben, sondern daß man damals auch den Abstand der in die Entwicklung zu Sprachzweigen und „Nationalsprachen“ eintretenden Mundarten des kimbrischen Raumes recht viel schwächer empfand als heute, wo eine Geschichte von mehr als tausend Jahren das Bewußtsein mitbestimmt. Noch in den Fornmanna Sögur heißt es: „Der Ursprung aller Ueberlieferung in norröner Zunge fand statt, als jene Zunge hierher kam, die wir die norröne nennen. Und diese Zunge umfaßte Sachsland, Dänemark und Schweden, Norwegen und einige Teile von England. Und damals nannte man diese Länder Godlond und das Volk Godjod.“ Um so leichter war freilich die kulturelle Angleichung, und um so schwieriger ist es für uns, den Anteil der Alt- und Neusiedler am Ausbau des Landes zu bestimmen. Für das geschichtliche Gesamturteil wird aber nun wichtig, daß wir es nicht lediglich mit Fragen des Volksbodens zu tun haben, sondern auch mit solchen des Kulturbodens. Für diese Assimilierung sind die Wikingzeit, der Zusammenbruch der ottonischen Politik und die Wiederherstellung der dänischen Herrschaft von entscheidender Bedeutung gewesen, also nicht Kräfte des alten „Bluts und Bodens“, sondern ganz bestimmte geschichtliche Vorgänge, die durch Einwanderung, aus ihr aufsteigende Herrschaftsbildung und politische Schicksale gekennzeichnet sind. Bei dem Schwebe-

zustand, in dem sich Schleswig in der Uebergangszeit von der Völkerwanderung zur Wikingzeit befand, wäre eine andere Entwicklung sehr wohl denkbar gewesen.

Eine geschichtliche Parallele bieten Northumbrien und Ostanglien im Danelag Englands. Auch hier haben wir auf anglischem Boden die Aufrichtung einer dänischen Herrschaft und die Anfänge einer dänischen Kolonisation. Aus dieser Wikingbewegung stammende Ortsnamen, von denen einige uns auch im schwedischen Gardariki begegnen, zeugen heute noch von der Landnahme der Wikinger, wie die by-Namen des Danelags. Dänische Wikinger stellten die weit überwiegende Masse der Landnehmer. Schon konnten auch die neuen Namen alte, selbst bedeutungsvolle, in die Geschichte eingegangene Namen verdrängen. Aus Streaneshalch wurde Whitby. Nur noch in den Darstellungen der angelsächsischen Geschichte ist Streaneshalch heute lebendig. Das Danelag Englands, vornehmlich Northumbrien und Ostanglien, stand schon in den Anfängen einer Danisierung. Aber die Entfernung vom Mutterland, die Unruhe und Unstetigkeit der herrschaftsbildenden Kräfte und die stärkeren kulturellen und politischen Gegenwirkungen des Südens haben die zeitweilig nicht ungünstigen Aussichten vernichtet. Gleiches ist dem Lande nördlich der Eider nicht beschieden gewesen. Und dem festländischen Anglien erwuchs kein Wessex. So konnte sich mit dänischer Landnahme und Herrschaft ein dänischer Sprach- und Kulturboden bilden. In der ausreifenden und langsam erstarrenden Ortsnamenkarte fand er einen sinnenfälligen Ausdruck. In diesen Zusammenhang gehört auch die Einteilung des Landes in Harden und Syssel. Sie fehlen Holstein und dem Süden vollständig, ebenfalls den südlichsten Bezirken Schleswigs. Mit dem Problem des Volksbodens hat diese Einteilung unmittelbar nichts zu tun, mag auch es so angesehen und verwertet worden sein, ja heute mit Nachdruck als Erscheinung des Volksbodens geschildert werden. Die Einführung der Departements macht doch nicht aus dem Elsaß französischen Volksboden. Oder, um in der Wikingzeit zu bleiben, die Insel Oesel wurde doch nicht dadurch schwedischer Volksboden, daß sie zu einem Inselsyssel — Osysla — gemacht wurde. Und Seeland, das Kernland der frühdänischen Macht, verliert doch nicht deswegen seine dänische Art, weil die Einteilung in Syssel ihm fremd geblieben ist. Auch wird es gewiß niemandem in den Sinn kommen, aus der Einteilung der Normandie in Gaue Rückschlüsse auf die Volkszugehörigkeit der Normannen zu ziehen. Diese Beispiele mögen genügen, um eine anscheinend vergessene Wahrheit ins Gedächtnis zu rufen. Wir stehen zunächst nur vor einer Landesgliederung der politischen Herrschaft. Soll sie mehr aussagen, so müssen andere, davon unabhängige Beobachtungen und Tatsachen hinzukommen.

Dennoch ist der Erfolg erheblich, den Dänemark in der Wikingzeit auf schleswigschem Boden davontrug. Politisch wurde Schleswig dem dänischen Herrschaftsbereich so fest eingeordnet, daß auch die rückläufige Bewegung im Mittelalter über Konrads II. Verzicht nicht hinwegkam. Das

Herzogtum Schleswig blieb außerhalb des Reichs. Holsteins Nordgrenze war auch des Reiches Nordgrenze. Das Werk Heinrichs I. und Ottos II. konnte so, wie es bestanden hatte, nicht wieder aufgebaut werden. Die politisch schwebende Lage, in der das Land sich in den schwedischen und sächsischen Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts befunden hatte, hatte sich zu Gunsten der dänischen Königsmacht gewandelt. Neusiedler aus dänischen und schwedischen Landschaften waren ins Land geströmt. In böl- und by-Siedlungen hatten sie sich niedergelassen und wurden bodenständig, wie die aus der vordänischen Zeit stammende Bevölkerung. Auch sprachlich und kulturell trat Schleswig in den dänischen Lebensbereich ein. Neugründungen erhielten dänische Namen, mochten die Siedler aus dem alten Bevölkerungsstock herkommen oder von denen abstammen, die im Zeitalter der großen nordeuropäischen Bewegung eingewandert waren. Selbst Sliasvic, der Hauptort, verlor zeitweilig seinen Namen und wurde, wie Adam von Bremen berichtet, Heidiba (Hedeby) genannt, wie Streaneshalch ein Whitby geworden war.

4. Das friesische Westschleswig.

Aber dänischer Volksboden so, wie die Inseln es waren und wie Jütland es wurde, wurde Schleswig nicht. Um die Zeit der politischen Wende im 10. Jahrhundert war Westschleswig von der Eider bis nahe an die Wiedau heran friesischer Volksboden geworden. Diese Tatsache, jedem unbequem, der Schleswig als ein seit Arilds Tagen dänisches Land glaubt zeichnen zu dürfen, kann nicht dadurch entkräftet oder um ihre Bedeutung gebracht werden, daß man die Friesen als Einwanderer kennzeichnet. Das waren sie gewiß, zum mindesten die Friesen des Festlandes. Doch von ihnen insgesamt die Friesen auf den Inseln des Wattenmeeres durch fast ein volles Jahrtausend zu trennen, ist ein recht problematisches Unterfangen. Von Friesen am schleswigschen Wattenmeer weiß keine alte Quelle etwas zu melden. Wohl sind die Friesen schon in römischer Zeit bekannt. Aber sie siedelten zwischen Zuidersee und Ems. Keine römische oder griechische Quelle kennt Friesen irgendwo auf der kimbrischen Halbinsel. Auch noch den karolingischen Quellen ist ein Nordfriesland unbekannt. Spricht man in jener Zeit von Friesland, so denkt man an das alte Friesengebiet. Das auch war das Friesland, das Göttrik als seine Provinz schon in Anspruch nahm. Das Westfold der Annalen Einhards dem Siedlungsgebiet der Strandfriesen gleichzusetzen, war ein Irrtum der Forschung. So gibt es keine schriftliche Quelle, die von Nordfriesen in spätgermanischer Zeit erzählt. Auch die archäologische Forschung hat bis heute Nordfriesen in dieser Zeit nicht nachzuweisen vermocht. Und aus sprachgeschichtlichen Beobachtungen ist erschlossen worden, daß das Nordfriesische dem Altostfriesischen der Emsgegend nahestehe, aus der etwa im 9. Jahrhundert die Auswanderung zur westschleswigschen Küste hin begonnen hätte. Mit den uns heute zur Verfügung stehenden Mitteln der Erkenntnis sind wir demnach nicht imstande, die Nordfriesen auf schleswigschem Boden vor 800

nachzuweisen oder gar sie als „Ureinwohner" zu bezeichnen. Ist dies richtig — und bei dem heutigen Stande unseres Wissens muß jede andere Annahme als diese für weniger wahrscheinlich gelten —, so werden uns die Nordfriesen nicht ein geschichtliches Fragezeichen, sondern eine vertraute Erscheinung aus der Wikingzeit. Weder braucht uns zu beunruhigen, daß die geschichtlichen Quellen versagen, noch braucht uns zu stören, daß wir eine nordwärts gerichtete Bewegung vor uns haben. Die lev-, wedel- und andere Siedlungslandschaften haben ebenso wenig wie die am schleswigschen Wattenmeer sich niederlassenden Friesen einen Chronisten gefunden. Und nach Norden gerichtete Bewegungen hat es schon in der Völkerwanderungszeit gegeben. Bei den Friesen vollends ist eine solche Bewegung alles andere als auffallend. Rhein, Nordsee und Kanal hatten sie beweglich gemacht. So zäh sie ihren Boden behauptet haben, so ungebrochen gerade die Geschichte des friesischen Volksbodens seit den Tagen verläuft, da die Morgenröte der Geschichte über ihm aufgeht, so erfolgreich sie ihn im Kampf mit feindlichen Gewalten behauptet haben, auch und nicht zum wenigsten im Kampf mit dem die sinkenden Ufer bedrohenden Meer, so mächtig also in ihnen der Mythos vom erdgeborenen Gott Tuisto Gestalt gewonnen hat, so hat doch auch sie die Weite gelockt. Das Meer wies ihnen den Weg. Als die nördlichen Seestraßen, vielleicht als Folge dessen, daß das Westbecken des Mittelmeeres eine maurische See geworden war, sich stärker belebten, sehen wir friesische Schiffe auf dem nördlichen Mittelmeer bis nach Norwegen und Schweden segeln. Als Erbauer von Schiffen so bewährt, daß Alfred der Große ihnen mit Erfolg den Bau einer Flotte anvertrauen konnte, haben sie auch als Kauffahrer mit ihren Schiffen die Wogen gepflügt und entlegene Landschaften des Nordens aufgesucht. Im 9. Jahrhundert gab es einen regen Handelsverkehr der Friesen mit Birka im Mälarsee. In Birka und Sliasvic begegnen uns Friesen, die ansässig geworden waren. Kein Wunder, daß auch an der Eidermündung Friesen nicht nur erschienen, sondern auch sich festsetzten. Zeitweilig stand im 9. Jahrhundert die Landschaft, als Roric dort herrschte, mit Friesland in politischer Verbindung. Friesische Landnahme im ausgehenden 9. und im Laufe des 10. Jahrhunderts braucht darum nicht zu überraschen. Sie müßte erfolgt sein, wie es im Wikingzeitalter üblich war. Der Kauffahrer wird seßhaft, die Landnahme begleitet den Handel. Ein neues Friesland wuchs heran, in einer Landschaft, deren Natur dem alten Friesland verwandt war und deren seit alters auf den Inseln sitzende Bevölkerung mit den Neusiedlern verschmolz. Der nordfriesische Boden wäre also durch Einwanderung entstanden.

Wäre er darum minderen Rechtes als der dänische Boden? Auch die Dänen waren als Einwanderer ins Land gekommen, machten es sich durch Herrschaftsgründung zu eigen und entwickelten im Lande einen dänischen Kulturboden. Es wäre eine gründliche Verkennung der kolonisatorischen Vorgänge in der Wikingzeit, wenn man für die dänische und die friesische Landnahme verschiedene Urteile bereit hätte. Historisch liegt beides auf

der gleichen Fläche. Ja, man darf in der Begründung friesischen Bodens an der schleswigschen Westküste gleichsam einen Abschluß der Verbindung erkennen, die seit Jahrhunderten, zurück bis in die Zeit der zusammenbrechenden römischen Macht, mit dem Westen bestanden hatte. Er ist auch in sich so stark gewesen, daß die dänische Welle an ihm sich brach und Danisierung nicht möglich wurde. Zu den Ortsnamen Nordfrieslands braucht darum nur wenig gesagt zu werden. Auf dem Festland weisen sie junges Gepräge auf, sowohl die um- wie die ing-Orte. Daraus darf allerdings nicht erschlossen werden, daß die Friesen ein siedlungsleeres Gebiet besetzten. Auf den Geestinseln (Föhr, Amrum und Sylt) hat es von urgermanischer Zeit an keinen Siedlungsabbruch gegeben. Und die Marsch war schon in spätgermanischer Zeit besiedelbar, ja damals der Siedlung zugänglicher als später. Die Wurtenforschung hat erwiesen, daß um die Zeitenwende noch Flachsiedlungen und Siedlungen auf niedrigen Wurten möglich waren. Erst die unaufhaltsam fortschreitende Landsenkung machte aus der Besiedlung der Marschen ein Problem. In diese spätere Zeit weisen die Ortsnamen. Sie verraten jüngere Schichten, wenn denn unser Wissen um die zeitliche Einordnung der einzelnen Gruppen einigermaßen sicher begründet ist. Und das darf gelten. Die Toftinger Wurt, um ein Beispiel zu nennen, ist alt; aber der Ortsname Tofting gehört einer jüngeren Zeit, der Wikingzeit, an, wie das Bestimmungswort toft zu erkennen gibt. Welchen Namen die Wurt in spätgermanischer Zeit getragen hat, können wir also nicht sagen, wohl aber, daß die Friesen ein Tofting gründeten. Wie sie hier in schon recht später Zeit noch das alte Grundwort ing verwendeten, so haben sie von den benachbarten böl-Siedlern das Grundwort büll entlehnt. Das machte natürlich nicht die büll-Orte Nordfrieslands zu dänischen oder nordisch-wikingischen Siedlungen. Es zeugt lediglich von einer kulturellen Anleihe und ist eine weitere Bekräftigung der uns schon entgegengetretenen Tatsache, daß die Karten der Ortsnamen und des Volksbodens nicht zusammenfallen.

*

Das von den Wortführern der „Schleswigschen Bewegung" gezeichnete Bild des schleswigschen Volksbodens und die daraus abgeleiteten Forderungen an die deutschen Schleswiger haben uns genötigt, die Entwicklung des schleswigschen Siedlungsbodens in ihren Hauptzügen bis an die Schwelle des Mittelalters zu verfolgen. Weil in Zeitungen, Flugschriften und umfassenden Darlegungen immer wieder die Ortsnamen herhalten mußten, um Schleswig als uralten dänischen Boden zu erhärten und die dänische Abstammung der Bewohner des Landes nachzuweisen, mußte der Aussagewert der Ortsnamenkarte geprüft, die hinter ihr stehende geschichtliche Bewegung aufgezeigt und der Fehler der naiven Gleichsetzung von Ortsnamenbefund und Siedlungsgeschichte aufgedeckt werden. Es soll freilich, wie geäußert worden ist, ehrlicher sein, den „nackten Tatsachen" ins Auge zu blicken, die „aus allen Ortsnamen abgelesen werden können", daß nämlich Schleswig seit alters dänischer Volksboden

sei. Doch so kann nur reden, wer die wirklichen Probleme der Ortsnamenkarte nicht oder nur unzulänglich kennt. Sehr wahrscheinlich wird dies Wort ein vielfaches Echo finden. Dennoch bleiben die „nackten Tatsachen", daß es eine Fülle von Ortsnamen aus vordänischer Zeit in Schleswig gibt, daß die Dänen, gemessen an der vorangegangenen Siedlungsperiode, erst spät im Lande erschienen sind und daß der alte Bevölkerungsstock am Ausbau des Landes mitbeteiligt gewesen ist. Die Stammbäume derer, die vor der dänischen Einwanderung und Herrschaftsgründung im Lande saßen, verdorrten nicht, als die ersten Danen Schleswigs Boden betraten. Das muß, weil nun einmal der Abstammung von dänischem Geschlecht ein so entscheidendes Gewicht beigelegt wird, als feste Tatsache der schleswigschen Frühgeschichte hingestellt werden. Damit begeben wir uns nicht in einen „leeren Raum", wie gesagt worden ist, sondern treten vor die greifbare Wirklichkeit der ersten nachchristlichen Jahrhunderte.

Daran ändert auch nichts die neuerdings in Umlauf gesetzte Formel „vor Arilds Zeit". Die herkömmliche ältere Formel „seit Arilds Zeit" hatte immerhin den Vorzug, daß sie elastisch war und der geschichtlichen Erkenntnis sich anpassen konnte. So hören wir denn auch jetzt und nehmen gerne davon Kenntnis, daß sie nur den anbrechenden Morgen der Geschichte Schleswigs bezeichnen wolle. Aber nun? „Leicht und zwanglos" seien die Einwohner der jütischen Halbinsel „in die dänische Volksgemeinschaft eingeglitten". Gewaltsame Knechtung, Zwangsverdänung und was sonst die schleswig-holsteinischen „Historiker" mitzuteilen wüßten, hätte es nie gegeben. Das sei „tendenziöse Mache" und „fordrukkent Vaas". Dies Wort mag unübersetzt bleiben, damit wenigstens nicht von uns die internationale Höflichkeit verletzt werde. Im übrigen könnte man ihm mit dem Urteil Olriks begegnen (S. 27). Doch das Wort richtet sich selbst. Es soll auch nicht um Auskunft darüber gebeten werden, welche schleswig-holsteinischen Historiker den Begriff der Zwangsverdänung in die Frühzeit der schleswigschen Geschichte eingetragen haben. Den Historiker wird man noch suchen müssen, der das dänische Verfahren nach 1851 etwa in den Tagen Göttriks oder wann sonst noch entdeckt hätte. Aber ein, wie die Formel „vor Arilds Zeit" es vorauszusetzen anleitet, gleichsam vorherbestimmtes Dänentum Schleswigs in Aussicht zu nehmen, verbietet die geschichtliche Wirklichkeit. Bestimmte historische Vorgänge waren es, die Schleswig in den engeren nordischen Lebensbereich führten. Daß dies unter den sanften Schalmeien der Hirtenflöte geschehen wäre, während auf deutschem Boden nur unter den schrillen Tönen der Kriegstrompete die Zusammenschlüsse erfolgt wären, ist gewiß eine im Volkstumskampf der Gegenwart nutzbare, für den Historiker aber unbrauchbare Gegenüberstellung. Soll auch noch dies Hirtenidyll in die Formel von Arild eingelegt werden, so haben wir vollends Anlaß, von ihr Abstand zu nehmen. Wir weisen sie aber schon deswegen zurück, weil sie historisch alles andere als glücklich ist. Sie muß ja erst umschrieben werden, um geschichtlich verständlich zu werden. Doch das mag eine Angelegenheit derer bleiben, die sie meinen

anwenden zu dürfen. Uns ist sie ein blindes Glas, und sie weckt Vorstellungen, die der geschichtlichen Wirklichkeit Gewalt antun. Da der ins Mittelalter eintretende schleswigsche Siedlungsboden sein eigentümliches Gepräge in den letzten rund 400 Jahren vor diesem Zeitalter erhielt, stellen wir der Formel von Arilds Zeit den Rahmen der Wikingzeit gegenüber. Dem statischen Geschichtsbild, das einen Abschnitt der Entwicklung heraushebt und zur starren Norm aller Wertungen macht, begegnen wir mit der Dynamik der geschichtlichen Bewegung, der auch der Boden unterworfen ist. Auch er steht wie die Volksgeschichte unter den Kräften des Lebens und will darum von Geschlecht zu Geschlecht behauptet sein. Auch das „Erstgeburtsrecht" bildet keine Ausnahme. Es mag befremden, daß überhaupt davon geredet wird. Die in verhältnismäßig späten Augenblicken der Geschichte Schleswigs sich vollziehenden Vorgänge unter solchen Titel zu stellen, ist immerhin ungewöhnlich. Als ob es zudem üblich oder gar sinnvoll wäre, beim Kampf von Erstgeburt zu reden und nicht auf die sichtbar werdenden Kräfte und ihre ihre Stärke offenbarenden Geschicke zu achten. Soll vollends das Wort bedeuten, was gemeinhin unter Erstgeburtsrecht mit seinen Besitztiteln verstanden wird, so können wir mit der Geschichte darüber zur Tagesordnung übergehen. Das Recht dieser „Erstgeburt" ist am Leben zerbrochen. Von Göttrik zu Waldemar geht ein zwar stark gewundener, aber zu Schleswig als volklichem Grenzland hinführender Weg. König Waldemars holsteinische Politik hat diese Entwicklung besiegelt. Was im Mittelalter an neuem Blut einströmte, was an neuen politischen und kulturellen Kräften im Lande Boden und Gestalt gewann, kann nicht deswegen als Fremdkörper oder „Import von außen" gewürdigt werden, weil man einer früheren Einwanderung und der sie begleitenden Assimilierung das alleinige Recht will zugesprochen wissen. Die Kräfte des wachsenden Lebens bahnen sich unabhängig von solcher Dogmatik ihren eigenen Weg, begründen durch ihre Schöpfungen und Leistungen ihren eigenen Bereich und bauen an dem eigenen Recht, das jedes Leben in sich trägt.

Aus dem germanischen Mutterboden sind Völker emporgewachsen. In ihren ersten Erscheinungen waren sie da, als die Pforten des Mittelalters sich öffneten. Aber Schleswig, das spätgermanische Durchgangsland, sollte nach dem Willen der Geschichte volklich Grenzland werden. Was in Jütland erreicht wurde, blieb Dänemark in Schleswig versagt. Dem staatsrechtlichen Bestande hat es hier keinen entsprechenden volklichen Inhalt zu geben vermocht. Als Harald Blauzahn die sächsisch-ottonische Zeit nördlich der Eider beschloß und Dänemark „einte", entfaltete sich friesischer Bauernboden in Westschleswig. Auch Eidergrenze und Dannewerk, im Westen ohnehin unwirksam, sollten sich als unzulänglich erweisen. Den Herrschaftsbereich zu einem geschlossenen Volksbereich zu machen, hat Dänemarks politische und volkliche Kraft nicht ausgereicht. Das ist der Spruch der Geschichte, trotz Holzschuhen und ähnlichen, volksgeschichtlich problematischen Gütern des täglichen Brauchtums. Es gibt neben ihnen andere und stärkere Volk gestaltende und

bezeugende Kräfte. Daran muß wohl erinnert werden. Denn Andersens Märchen von „Klotzhans“, der die Prinzessin gewann, ist jüngst im Streit um das altdänische Gepräge Schleswigs zu neuen und unverdienten Ehren gekommen. Aber die dänische Prinzessin hat nicht allzu viel Glück mit den schleswigschen „Klotzhansen“ gehabt. Auf und in Schleswig wirkende Kräfte haben Schleswig seine Sonderstellung als volkliches Grenzland verliehen. Im Spruch der Geschichte hat das Leben selbst sich bezeugt. Das ist unser Maß des wertenden Verstehens, nicht der erstarrte Name oder der ungeschichtliche Formalismus eines Erstgeburtsrechts.

Daraus auch erwächst uns das Gebot unseres Handelns. Wir achten das aus gleicher Wurzel wie wir herkommende, in dänischer Gestaltung noch auf unserem Boden lebende Volkstum. Wir bestreiten ihm nicht sein Heimatrecht. Im deutschen Volksgedanken lebend und dem Norden, nämlich Germanien, tief verpflichtet, geben wir willig der dänischen Volksgruppe im deutschen Schleswig den Raum, den sie für das ihr eigentümliche Leben braucht. Wie offen, unbefangen und gradsinnig, das kündet das Volksgruppenrecht des Dritten Reiches. Aber wir wehren uns mit aller Entschlossenheit gegen jeden Versuch, dem deutschen Schleswiger mit Bildern aus der Vergangenheit, die als solche gern gezeichnet werden mögen, seine innere Zugehörigkeit zu seinem Volk zu bestreiten. Schon ein volles Jahrhundert wird dies Verfahren geübt. Was alles hat in dieser Zeit der deutsche Schleswiger an Kränkungen seines Volksbewußtseins und seiner volklichen Ehre sich bieten lassen müssen! Es wäre uns lieber, wenn den Historikern überlassen bleiben könnte aufzuhellen, was vor tausend Jahren gewesen sei. Sie stehen einander nicht so fern, wie es manche — oder seien es auch viele — dünkt. Sagt man aber, wie die südschleswigschen Flugschriften es tun, jedem den schärfsten Kampf an, der sich zur Wehr setzt, wenn die neueiderdänische Zeichnung einer Vergangenheit vor tausend und mehr Jahren in deutsche Häuser hineingetragen wird, will man, wie dies jüngst noch auf der dänischen Feier des 14. März in Flensburg verkündet wurde, mit dem „unwiderlegbaren Beweis“ von der dänischen Stimme des schleswigschen Blutes und Bodens die deutschen Reihen schwer treffen und „den Angriff fortsetzen“, bis die Bilder aus alter Vergangenheit die „klare Erkenntnis“ der „dänischen Nationalität“ in heute noch deutschen Herzen südlich der neuen Grenze wecken, will man, wie die „dänische Grenzlehre“ es ausdrückt, den deutschen Schleswigern unserer Tage einschärfen, „wo sie zu Hause sind und wo darum sie ihr volkliches Glück finden“, will man unter dem Banner des „unverrückbaren historischen Rechts“ den Angriff in unsere Reihen tragen und Unruhe bis zur Eider wecken, so wird der Gegenstoß nicht ausbleiben. Man tue dann nicht erstaunt, wenn in den Volkstumskampf eine Schärfe und Erbitterung eindringt, die ihm sehr wohl hätte fernbleiben können und die wir gern ihm erspart sähen. Aber Schleswigs deutscher Volksboden ist uns verpflichtender Dienst an unserem Volke. Wir legen ihn als Wirklichkeit und Aufgabe in die Hände unserer Söhne und Enkel.